Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 6. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Juni 1875.

Inhalt: Aus Minnesota. — Katholische Missionsanstalten. III. Das Seminar von Mailand. IV. Das belgische Missionsseminar und die Mission in der Mongolei. — Madagaskar. 4. Die Mission seit 1861. — Holywell. — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Ostindien; Türkei. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Alameiley.

Aus Minnesota.

Mitgetheilt von P. Suter S. J.

Bereits aus verschiedenen Ländern haben Sie in Ihren „Katholischen Missionen" Mittheilungen gebracht, die einen tieferen Einblick in das dortige Leben gewähren; dagegen haben Sie die große nordamerikanische Republik sehr karg bedacht. Und dennoch dürfte für Ihre deutschen Leser gerade sie das meiste Interesse bieten; denn welcher Deutsche hat nicht schon einen lieben Verwandten oder einen guten Bekannten „drüben in Amerika"? Und haben Sie nicht auch unter Ihren Lesern solche, die wohl selbst die Fahrt über das Meer wagen würden, wenn sie nur wüßten, wie es dort aussieht und was sie dort erwartet? Zu ihren Gunsten haben Sie ja auch in Ihrem Programm versprochen, ebenfalls jene Länder zu berücksichtigen, in welche sich der Auswanderungsstrom ergießt; daher werden Sie denn auch meinen kleinen Mittheilungen wohl ein Plätzchen gewähren. Freilich einen vollkommenen Begriff vom Leben und Treiben in Amerika kann sich bloß der machen, welcher mitten in demselben steht; alle Schilderungen, die man in Europa gibt, sind mehr oder weniger ungenau, indem eben Jeder durch seine eigene Brille die Dinge anschaut und sie je nach der Farbe seiner Gläser recht dunkel und schwarz, oder recht hell und rosig erblickt. Ich will Ihnen daher auch bloß eine kurze Beschreibung einzelner meiner Missionsreisen geben; daraus werden sich Ihre Leser dann schon selbst die Schilderung des Lebens zurechtlegen. Ich bitte aber auch, zu beachten, daß ich bloß von Minnesota spreche, eine Übertragung des hier Gesagten auf einen andern Staat aber ebenso unbillig wäre, als wenn Einer das über Hinterpommern Gesagte auf Tyrol beziehen wollte.

Minnesota ist noch ein junger Staat, wie Sie aus meinen Erzählungen schon ersehen werden. Um sich gleich in Bezug auf ihn zu orientiren, müssen Sie sich nur daran erinnern, daß er so ziemlich die Mitte von Nordamerika einnimmt. Ziehen Sie von New-York am atlantischen Ocean westwärts eine gerade Linie nach Columbia am Stillen Weltmeer und vom Galveston am Busen von Mexiko eine zweite nordwärts zur Nelsonsmündung in der Hudsonsbai, so fällt der Kreuzungspunkt in Minnesota, und kommt es Ihnen auf hundert und einige englische Meilen nicht an, so dürfen Sie sagen, daß wir hier in Minnesota gleichweit vom Atlantischen und vom Stillen Ocean, von der Hudsonsbai und vom Golf von Mexiko entfernt sind. Ja, ziehen Sie nun vom Kreuzungspunkte eine Gerade südwärts bis zur äußersten Spitze von Florida und nordwärts bis zum Eismeere, so dürften auch diese beiden Entfernungen nicht gar zu ungleich sein. Diese Lage in der Mitte eines so ausgedehnten Erdtheils gibt Ihnen dann auch zu verstehen, daß wir hier ein sog. Landklima besitzen, das sich durch übermäßige Hitze im Sommer und übermäßige Kälte im Winter auszeichnet. Nicht wahr? das ist nicht einladend; aber begleiten Sie mich einmal auf einer kleinen Reise und vielleicht erscheint Ihnen doch das Land nicht so ganz unangenehm. So eben (5. Febr. 1875) komme ich von einem kleinen Ausfluge zurück, ich will ihn mit Ihnen geistig noch einmal machen.

Hier in Mankato, einem Städtchen von 6000 Einwohnern, besteigen wir einen Waggon auf der St. Paul- und Sioux-City-Bahn. Mankato ist noch vom Urwald eingeschlossen, kaum ein paar englische Meilen weiter sind wir aber schon mitten auf der Prärie. In leicht anschwellenden Hügeln dehnt sie sich aus, so weit das Auge nur reicht; zwischen diesen Hügeln zerstreut liegen zahlreiche kleine Seen. Häuser erblickt man nur wenige, wie dunkle Punkte, auf dem unübersehbaren Felde. Es sind dieses die Niederlassungen von Farmern, die sich ein Stück Land angeeignet und einen Theil urbar zu machen begonnen haben. Etwa alle 15 englische Meilen trifft man auf ein kleines Dörfchen, das sich um einen Bahnhof herum zu bilden beginnt. Erstaunt fragt ein europäischer Reisender: „Wie mag hier eine Eisenbahn bestehen? Nur ein Personenzug fährt hier täglich hin und her und dieser eine Zug hat nur einen einzigen Waggon und dieser einzige Waggon ist nicht völlig besetzt! Wozu eine Bahn über die unbewohnte Prärie?" Nun, das ist eben amerikanisch. Hier im Westen baut man die Eisenbahnen nicht durch schon bevölkerte Gegenden, sondern um die Gegenden zu bevölkern, und die Regierung unterstützt solche Bauten durch Landbewilligungen. So z. B. erhielt die Bahn, auf welcher wir gerade fahren, von der Regierung unentgeltlich die Hälfte des ganzen Landes bis auf zehn engl. Meilen von beiden Seiten der Bahn und die Eisenbahngesellschaft verkauft dasselbe, so gut sie kann, an die Einwanderer. Augenblicklich hat sie noch etwa 1½ Million Acker (d. h. 3 Millionen Morgen) feil, die sie, den Acker zu 7—10 Dollar, losschlägt. Der Staat Minnesota hat auf diese Weise bereits über 12 Millionen Acker an Eisenbahnen verschenkt; während aber vor 14 Jahren noch keine Eisenbahn im Staate bestand, sind jetzt schon über 2000 engl. Meilen fertiggestellt. So nur konnten aber auch die Einwohner einander näher gebracht und der Verkauf der Produkte ermöglicht werden. Denn Minnesota hat bei nur 600,000 Einwohnern einen Flächenraum größer als das ganze deutsche Reich mit Ausnahme von Preußen, d. h. 3928 Quadratmeilen, während das nichtpreußische Deutschland nur 3513 geogr. Meilen einnimmt. Der Boden Minnesota's gehört zum fruchtbarsten in ganz Nordamerika. Die Ausfuhr an Weizen allein beträgt schon jetzt jährlich 20 Millionen Bushel[1]. Leider ist die Entfernung bis auf unsern Hauptmarkt von New-York so bedeutend, daß die Fracht die Waare sehr vertheuert; deshalb ist denn auch das Absehen stets auf Vermehrung der Transportmittel gerichtet. Als vor 6 Jahren die St. Paul- und Sioux-City-Bahn in Angriff genommen wurde, war hier noch Alles öde Prärie; was sich jetzt an Ansiedlungen hier findet, verdanken wir der Eisenbahn. Die Regierung verkauft das mehr als 10 engl. Meilen von der Bahn entfernt liegende Land, den Acker zu 1¼ Dollar, das näher Liegende zum doppelten Preise. Außerdem aber besteht hier ein sog. Heimstätte-Gesetz. Nach demselben empfängt jeder Erwachsene unentgeltlich 80 Acker als homestead (Heimstätte); hat er diese Heimstätte fünf Jahre lang bewohnt und einen Theil des Bodens urbar gemacht, so erhält er gegen Entrichtung der Schreibgebühren einen rechtskräftigen Eigenthumstitel und wird voller Eigenthümer. Ueberhaupt sucht man hier die Ansiedlungen möglichst zu erleichtern. Hätten in den beiden letzten Jahren die Heuschrecken nicht einen großen Theil der Ernte verwüstet, so würde schon bald die ganze Gegend von wohlhabenden Farmern bevölkert sein; so aber ist ein Stillstand eingetreten, der hoffentlich nicht zu lange anhalten wird.

Während ich Ihnen diese Mittheilungen mache, ist unser Zug über die Prärie dahingebraust und der Schaffner ruft: Madelia; das wäre also unsere Station. Steigen wir aus; der Wagen eines guten Rheinländers erwartet uns und führt uns in sein Haus. Madelia ist nur ein Dorf, obwohl die Einwohner es Stadt nennen, wie denn hier in Amerika ein Weg, an dem zwei Häuser liegen, gleich zu einer town oder city wird. Die katholische Gemeinde, bei welcher wir hier einen Besuch machen wollen, besteht aus etwa 50 irischen und 20 deutschen Familien; sie haben sich ein nettes Kirchlein erbaut, welches ich vor zwei Monaten benedicirte, und in welchem jetzt an jedem ersten Sonntag im Monat Gottesdienst gehalten wird. Außer dieser Kirche habe ich in den letzten 3 Monaten noch eine zweite eingeweiht und drei andere sind beinahe vollendet und werden im Laufe der nächsten Monate von mir eingesegnet werden. Sie sehen also, daß ich so eine kleine Diöcese zu verwalten habe.

Für heute ist es schon spät geworden; wir haben nur noch einige Beichten von den in der nächsten Umgebung wohnenden Christen zu hören; der eigentliche Gottesdienst findet erst morgen statt. Obgleich das Thermometer 26° Fahrenheit unter dem Nullpunkt (also —32° C.) zeigt — eine ganz respektable Kälte! — und mehrere Farmer einen Weg von 12 und mehr engl. Meilen zurückzulegen haben, finden sich doch alle pünktlich ein. Beinahe alle kommen mit eigenem Fuhrwerk; da fast jeder Farmer hier ein Gespann Pferde besitzt, ist es auch auf diesen Filialen keine Seltenheit, während des Gottesdienstes 30—40 Fuhrwerke vor der Kirche halten zu sehen. Auch heute hielten trotz der Kälte die Pferde ruhig auf der Straße; sie sind schon daran gewöhnt, da von Ställen doch nicht viel Ordentliches zu finden ist. Der Verlauf des Gottesdienstes auf diesen Filialen ist so ziemlich immer der gleiche. Bis gegen 11 Uhr ist der Priester im Beichtstuhl beschäftigt; unterdessen haben die Leute Zeit, sich auch aus größeren Entfernungen einzufinden. Um 11 Uhr beginnt dann das Hochamt. Bewundern Sie nicht den Gesang, den drei Männer aus der Trierer Diöcese aus Leibeskräften ausführen? Und mein Meßdiener, gefällt er Ihnen nicht? Es ist ein kräftiger Bayer. Nach dem Evangelium predige ich zuerst englisch, dann deutsch; so muß man es hier beinahe überall machen, da die Gemeinden noch zu klein sind, um für jede Nationalität eigenen Gottesdienst zu halten. Nach dem Hochamte werden die während des verflossenen Monates geborenen Kinder, soweit sie nicht schon die Nothtaufe empfangen haben, zur Taufe gebracht. Der Nachmittag wird dann dem christlichen Unterricht, namentlich der Kinder, gewidmet. Auf diesen Stationen ist nichts so schwierig, als die Kinder gehörig in der Christenlehre zu unterrichten. Weil die Katholiken zu wenig zahlreich sind und zu weit zerstreut wohnen, haben sie keine eigene katholische Schule, sondern besuchen entweder keine oder eine confessions- und religionslose Staatsschule; der Priester kömmt nur einmal im Monat. Wenn da die Eltern nicht gehörig helfen, ist nicht viel anzufangen. In einer benachbarten Filiale, die ich auch monatlich besuche, in der aber die Katholiken die Majorität bilden, ist es mir gelungen, an den sechs Staatsschulen gute katholische Lehrer und Lehrerinnen anstellen zu lassen, welche nun vor oder nach dem obligatorischen Unter-

[1] Der nordamerikanische Bushel beträgt etwas über 8 preußische Scheffel.

richt den Katechismus lehren. Indessen über die Schulen und die Nothwendigkeit des Unterrichtes hier in Amerika werde ich noch Gelegenheit finden zu sprechen.

Wir haben noch einen kleinen Ausgang zu machen zu einem alten Luxemburger, den ich neulich schwer beleidigt haben soll. Am Feste der unbefleckten Empfängniß hatte er sich angeboten, im Hochamt zu singen an der Stelle unserer gewöhnlichen Sänger, welche verhindert waren. Ich nahm sein Anerbieten mit Dank an; weil ich indessen an diesem Feste durch die große Zahl der Beichten hingehalten wurde, so daß kaum Zeit blieb, eine stille heilige Messe zu lesen, wenn ich den nur einmal täglich gehenden Zug nicht verfehlen wollte, so konnte mein guter Luxemburger seine Stimme nicht hören lassen. Er sah das als eine schwere Beleidigung an und versicherte laut, er werde jetzt nie mehr die Kirche betreten, so lange ich Pfarrer sei. Solcher Fälle gibt es hier nicht wenige; die Leute meinen gar zu gerne, sie thäten dem Pfarrer einen Dienst, wenn sie in die Kirche gehen. Leider sind die meisten etwas halsstarriger, als unser Luxemburger, den mein freundschaftlicher Besuch wieder ganz zufrieden stellte und der jetzt wieder ein eifriges Gemeindeglied ist, wie er es zuvor war.

Ruhen wir jetzt aus von des Tages Last, denn morgen früh geht's weiter gen Westen zum Besuch einer anderen Station. Beim Aufstehen finden wir, daß das Wetter nicht zum Besten ist. Man räth uns ab, die Reise anzutreten, es sei ein Schneesturm im Anzug. Es sind heute gerade zwei Jahre her, daß hier ein furchtbarer Schneesturm wüthete, und die Leute erzählen uns davon, um uns zum Bleiben zu bewegen. Damals war auch gerade Gottesdienst gehalten worden; es war herrliches Wetter, als ein Telegramm aus dem Westen das Nahen des Sturmes verkündete. Man warnte die Leute; ein junges Ehepaar aber, das einen längern Weg bis nach Hause zurückzulegen hatte, wies lachend auf den schönen Sonnenschein und wollte sich um den Sturm, der in einer Entfernung von vielen Meilen herrsche, nicht kümmern. Aber auf einmal war der Sturm da und mit ihm eine vollständige Finsterniß; das unvorsichtige Ehepaar kam um; man fand die beiden jungen Leute, als der Sturm nach drei Tagen ausgetobt hatte, erstarrt auf ihrem Wagen in der Nähe ihres Hauses. Unser freundlicher Gastgeber hatte auch den Sturm wenigstens so weit verachten zu dürfen geglaubt, daß er seinen nächsten Nachbar, dessen Haus keine fünfzig Schritte entfernt ist, besuchen wollte. Er lief dann auch in der Richtung — sehen konnte er gar nichts — und es gelang ihm auch, auf eine Ecke des Hauses zu stoßen. Jetzt galt es die Thüre zu finden; allein diese war verschneit. Er schrie und arbeitete sich zugleich aus allen Kräften durch den Schnee zu dem Orte hin, wo er die Thüre vermuthete. Glücklicher Weise hörte man ihn und konnte ihm zur Hilfe kommen; es war die höchste Zeit, denn seine Kräfte waren zu Ende. Diese Schneestürme bringen eine so entsetzliche und durchdringende Kälte mit, daß man sich vor ihr kaum zu schützen vermag. Deshalb wickeln wir uns nur gut ein; durch alle Schreckgeschichten dürfen wir uns nicht abhalten lassen, denn man erwartet uns; also vorwärts! Glücklich kommen wir, wenn auch halb erstarrt, in Lake Huron an, wo uns statt eines Schlitten sogar zwei erwarten; natürlich können wir nur einen benützen, der uns dann bald zum Ziele bringt. Wir steigen heute bei einem Österreicher ab — alle deutschen Stämme sind schon in Minnesota vertreten. Hier herum wohnen 70—80 katholische Familien; 40 von ihnen sind innerhalb zwei Jahren aus Österreich gekommen. Um billigen Preis oder auch als Heimstätte unentgeltlich haben sie sich ein Stück Land erworben, ein kleines Häuschen darauf erbaut und mit der Urbarmachung begonnen. Alles wäre vortrefflich gegangen und in kurzer Zeit ein reiches Dorf hier entstanden, wenn nicht die Heuschrecken jetzt bereits im zweiten Jahre die Ernte zerstört hätten. So ist es unzähligen Familien in diesen letzten beiden Jahren in Nebraska, Kansas und in den von Minnesota westlich gelegenen Territorien ergangen. Unsere Österreicher sind durch diesen Unfall nicht wenig entmuthigt; indessen fühlen sie doch, daß sie auch in der neuen Welt nicht allein stehen. Die Nothleidenden werden großmüthig unterstützt und von allen Seiten kommen Gaben für die Opfer der Heuschreckenplage. In jedem Dorfe findet sich eine Niederlage, in welcher den Hilfsbedürftigen Lebensmittel und Kleidungsstücke verabfolgt werden; zu den Hilfsbedürftigen zählen aber hier nicht bloß solche, die dem Hungertode nahe sind, sondern auch manche, welche nach europäischen Begriffen noch keineswegs als arm gelten würden. Außer den Österreichern wohnen hier etwa 30 irische Familien. Alle werden morgen zum Gottesdienst kommen, denn seit fünf Monaten ist kein Priester mehr hier gewesen. Es fehlt noch an Allem; der Bau einer Kirche ist noch nicht in Angriff genommen und die heilige Messe wird morgen in dem Zimmer, das wir augenblicklich bewohnen, gefeiert werden müssen; wie das größte, ist es auch das einzige im ganzen Hause. Daß es hier schon ein wenig patriarchalischer zugeht, als in unserer gestrigen Station, können Sie denken. Übrigens haben wir hier morgen die nämlichen Arbeiten zu verrichten, wie gestern in Madelia, und wie am Donnerstag in unserer dritten Station. Sie haben wohl vorläufig genug an diesem kleinen Ausflug, besonders da die Kälte noch immer zunimmt; kehren wir daher rasch nach Mankato zurück, um nächstens nach einer anderen Richtung hin uns zu versuchen.

Katholische Missionsanstalten.

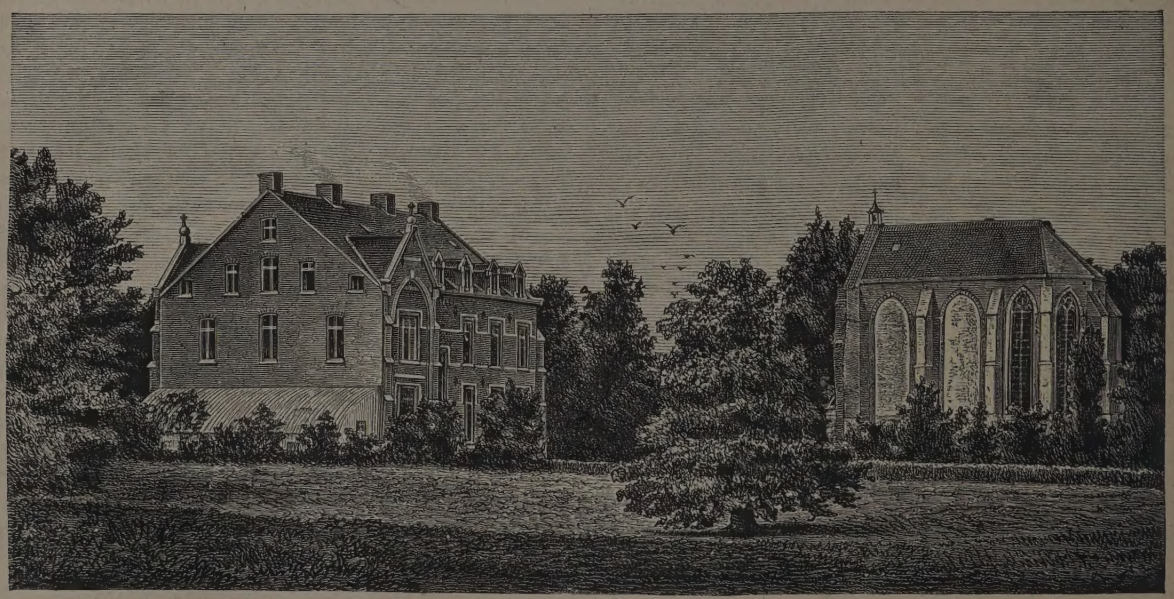
3. Das Seminar von Mailand.

Das Seminar der auswärtigen Missionen von Mailand stammt aus dem Jahre 1850. Es verdankt seinen Ursprung der Ermunterung und dem Wunsche des heiligen Vaters, der gleich im Beginn seines Pontifikates dem lombardischen Klerus sein Verlangen nach thätiger Beihilfe am Werke der Glaubensverbreitung an's Herz legte. Die Andeutungen und Wünsche des obersten Hirten waren nicht vergebens. Herr Angelo Ramazotti, damals Oberer der Missionäre in der Mailänder Diözese, später Bischof von Pavia und Patriarch von Venedig (als welcher er 1862 starb), hatte von Jugend auf eine große Sehnsucht verspürt, sich den Missionen zu widmen. Da ihm aber jetzt sein vorgeschrittenes Alter die Abreise in die Missionen nicht mehr gestattete, so beschloß er durch Gründung eines Missionshauses zur Förderung des apostolischen Werkes nach

Möglichkeit beizutragen. Er machte daher dem Erzbischofe von Mailand und den übrigen Bischöfen der Lombardei den Vorschlag, ein Seminar nach Art des Pariser Seminars der auswärtigen Missionen in's Leben zu rufen. Freudig stimmten die hochwürdigsten Bischöfe dem Plane bei, und der Erzbischof von Mailand berichtete darüber an den heiligen Vater, der dem Unternehmen seine Billigung angedeihen ließ. Bereits Ende des Monats Juli 1850 konnten die ersten Priester, die sich dem Missionsberuf weihen wollten, das von Herrn Ramazotti angebotene, nahe bei Mailand in Saronno gelegene Haus beziehen. Die entworfenen Statuten der Missionsgesellschaft wurden der Prüfung der Bischöfe und der Propaganda unterbreitet und am 1. December 1850 vollzogen die Bischöfe der Lombardei, die alle um ihren Metropoliten, den hochwürdigsten Herrn Romilli, versammelt waren, gemeinschaftlich den authentischen Akt der Gründung des Seminars und ernannten zum Direktor desselben den Herrn Marinoni. Da aber das Haus von Saronno nicht die für einen leichten Verkehr wünschenswerthe Lage hatte, so beschloß man, die Anstalt nach Mailand selbst zu verlegen. Zu diesem Zwecke gab der Erzbischof die Kirche des hl. Calocerus her, und durch Unterstützung der Gläubigen erstand bald neben ihr ein geräumiger Bau zur Aufnahme der Zöglinge für die Missionen. Es waren noch nicht zwei Jahre verflossen und schon konnte das neue Seminar der Propaganda sieben Missionäre zur Verfügung stellen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der ausgesandten Missionäre bereits auf mehr als sechzig, und zwanzig von ihnen haben in ihrem apostolischen Beruf das Leben zum Opfer gebracht.

Vom mailändischen Missionsseminar aus werden gegenwärtig, nachdem die Stationen in Nordoceanien, Melanesien, Borneo, Agra und Neu-Granada nur vorübergehend und aushilfsweise verwaltet worden waren, noch fünf Missionen versehen, nämlich Central-Bengalen, Haiderabad, Hong-Kong, Ostbirmanien und Ho-Nan.

Central-Bengalen sah die ersten Missionäre aus dem Mailänder Seminar im Jahre 1855. Das Gebiet umfaßte eine



Das Missionshaus zu Scheutveld bei Brüssel.

weitausgedehnte und stark bevölkerte Gegend nördlich von Calcutta und war vom westbengalischen Vikariate abhängig. Im Juli 1870 wurde es zu einer Präfektur erhoben und ihm noch Assam und einige andere Provinzen beigefügt. Vor 15 Jahren zählte Central-Bengalen nur wenige eingeborene Christen, im Jahre 1872 belief sich deren Zahl auf 1500, und die Missionäre hatten während dieses Zeitraums 16 Kirchen und Kapellen, 7 Waisenhäuser und einige Schulen errichtet.

Über die Mission in Ostbirmanien haben wir früher schon mehrmals Nachrichten mitgetheilt[1]. Die Missionäre von Mailand betraten dieses Gebiet im Jahre 1867. Sie haben dort zwei Stationen zu Tongu und Leito, und die erst im Entstehen begriffene Kirche zählt jetzt bereits mehrere tausend Seelen. In China liegen der Obsorge der Missionspriester von Mailand zwei Missionen ob, die apostolische Präfektur von Hong-Kong und das Vikariat von Ho-Nan; letzteres liegt beinahe im Mittelpunkte des himmlischen Reiches und zählt an 3600 Katholiken.

Was die Einrichtung des Seminars anbetrifft, so steht es unter dem Gehorsam der Propaganda; die Mitglieder legen zwar keine Gelübde ab, bilden auch keine eigentliche ordensähnliche Congregation, müssen aber selbstverständlich bereit und gewillt sein, die Missionen und die Beschäftigungen in denselben nach Anweisung der Oberen zu übernehmen, denen es auch zukommt, die übrigen Mitarbeiter und Gefährten zu bestimmen. Diejenigen, welche als Priester eintreten, bleiben zur näheren Vorbereitung für das schwierige Amt der Missionen vorerst 1—2 Jahre im Seminar; die übrigen müssen wenigstens ihre philosophischen Studien vollendet haben und den theologischen 4 Jahre obliegen. Von ihrer Seite weihen sie sich den Missionen auf Lebenszeit; doch können die Oberen des Seminars jeden aus triftigen Gründen zurückrufen, um ihn im Seminar selbst zu beschäftigen oder sonst eine angemessene Stelle ihm

[1] Vgl. diese Monatschrift 1873 S. 111. 1874 S. 35. 1875 S. 64.

zu übertragen. Die hochwürdigsten Bischöfe der Lombardei sind übereingekommen, jedem Priester ihrer Diözese, der mit ihrer Erlaubniß der Anstalt sich anschließt, die im Seminar und in der Mission zugebrachten Jahre für den Fall seiner Rückkehr in die Diözese als ebensoviele Jahre der Dienstleistung in der Diözese anzurechnen.

Gegen eine den Vermögensverhältnissen des Einzelnen angemessene Jahrespension können im Mailänder Seminar, wie man uns auf Befragen mittheilte, auch deutsche Jünglinge Aufnahme finden. Nur wird gewünscht, daß sie die philosophischen Studien schon vollendet haben, die theologischen aber müssen sie ganz, oder wenigstens theilweise im Seminar selbst zurücklegen. Die vollständigen theologischen Studien dauern 4 Jahre. Priester werden nach ein- oder zweijährigem Aufenthalt im Seminar und nach Wiederholung des Wissenswerthesten aus der Dogmatik und der Moral in die Missionen geschickt. Die Wahl der Mission hängt von der Bestimmung des Generaloberen des Seminars ab [1].

4. Das belgische Missionsseminar und die Mission in der Mongolei.

Seit mehreren Jahren fühlte der hochwürdige Herr Verbist, Geistlicher an der Militärschule in Brüssel und Generaldirektor des Werkes der heiligen Kindheit für Belgien, das lebhafte Verlangen, sich den Missionen zu widmen. Da trat ein Ereigniß ein, das seinen Entschluß vollends zur Reife brachte. Im Jahre 1861 wurde zwischen den verbündeten Engländern und Franzosen einerseits und dem Kaiserthum China andererseits der Vertrag von Peking abgeschlossen und in Folge dessen öffneten sich die Thore des „himmlischen Reiches" den Missionären. Diese Thatsache erschloß den seeleneifrigen Aposteln ein neues unabsehbares Feld. Herr Verbist faßte den Plan, eine Gesellschaft von Priestern zu gründen, deren Beruf es sein sollte, die Leuchte des Evangeliums den Chinesen zu bringen. Bald gesellten sich ihm drei junge und thätige Priester zu, die Herren Segvelt, Vranckx und Verlinden. Alle diese theilten ihren Entschluß den betreffenden kirchlichen Obern mit, dem Cardinal Sterckx, Erzbischof von Mecheln, und dem Cardinal Barnabo, Präfekten der Propaganda. Dieser, erfreut über den Eifer und Muth der angehenden Missionäre, versprach seine kräftige Hilfe und rieth ihnen, dauernd für die Mission in China zu sorgen, indem sie zuerst in Belgien ein Seminar in's Leben riefen, das eine fortwährende und ergiebige Pflanzstätte von Priestern für die chinesische Mission bilden könnte. Die Gründung eines Missionsseminars zur Heranbildung von Priestern erfordert selbstverständlich große Hilfsquellen. Wie sollten vier einfache Priester im Stande sein, dieselben zu beschaffen? Doch sie zagten nicht. Der ganze Episkopat Belgiens kam ihrem Entwurfe mit der lebhaftesten Theilnahme und Unterstützung entgegen und so gingen sie muthig und vertrauensvoll an's Werk in der sichern Hoffnung, daß die bekannte Großmuth der belgischen Katholiken sich auch in diesem Falle nicht verläugnen würde. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Der Gedanke, eine belgische Mission in China in dem Augenblicke zu gründen, wo dieses unermeßliche Reich sich der ungehinderten Glaubensverkündigung erschloß, fand in allen Schichten des katholischen Belgiens, beim Klerus sowohl als bei den Laien, eine begeisterte Aufnahme. Seine königliche Hoheit, der Herzog von Brabant, der jetzige König von Belgien, Leopold II., ehrte den Herrn Verbist durch Bewilligung einer Privataudienz und wünschte ihm lebhaft Glück zu einem Unternehmen, das dem Vaterlande nicht minder als der Kirche zum Ruhme gereiche und versprach seinen wohlwollenden Schutz. Diesem Beispiele von so hoher Stelle aus folgte von allen Seiten die thätige Nachahmung und nach einigen Monaten waren die Missionäre bereits in den Stand gesetzt, an die sofortige Errichtung des Seminars Hand anzulegen. Zwanzig Minuten von Brüssel auf der Straße von Ninove standen die Ruinen der alten Kapelle von Scheut, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Ehren der seligsten Jungfrau unter dem Titel Unserer lieben Frau von der Gnade erbaut worden und Zeuge vieler Wunder und Gebetserhörungen gewesen war. Hier unter dem Schutze der Königin der Apostel und der Mutter der Christen beschlossen die Missionäre ihre Pflanzschule für China anzulegen. Die bescheidene Kapelle und das anliegende Grundstück, beide zur Zeit der französischen Revolution als Nationalgut verkauft, wurden erworben; am 28. April 1863 ward sodann die Kapelle, die seit jener Umwälzung dem Gottesdienste entzogen war, von Neuem unter ungeheurem Zudrang der Gläubigen eingeweiht, und die junge Congregation, deren Statuten die Billigung von Seiten der Propaganda und des Cardinalerzbischofs von Mecheln erhalten hatten, konnte ihre Thätigkeit daselbst beginnen. Bald fanden sich auch neue Kräfte ein, die an dem großen Missionswerke sich zu betheiligen wünschten, und der Cardinalpräfekt der Propaganda, voll Vertrauen auf die solide und dauernde Gründung der neu entstandenen Gesellschaft, übergab ihr eine der ausgedehntesten und mühevollsten Missionen, die Verwaltung der Mongolei. Die Mongolei ist jenes ungeheure Gebiet, das im Norden an Sibirien, im Osten an die Mandschurei und Daurien, im Süden an die chinesische Mauer grenzt, während die Grenzen nach Westen mehr unbestimmt sind. Die belgischen Missionäre haben somit einen Landstrich vor sich von über 70,000 geographischen Quadratmeilen, d. h. siebenmal so groß, als das ganze deutsche Reich. Freilich fehlt noch viel, bis ein Land von dieser Ausdehnung der Predigt des Evangeliums zugänglich gemacht wird. Brauchte man dazu nicht, abgesehen von den nöthigen Geldsummen, ein ganzes Heer von Missionären?

Am 19. September 1863 reisten die ersten Missionäre von Scheutveld nach der Mongolei ab. Herr Verbist war zum Provikar der Mongolei ernannt worden, ihn begleiteten noch drei Patres. Am 7. December, dem Vorabende des Festes der unbefleckten Empfängniß, langten sie in Sy-wan-tse, der Hauptstation jener Mission, an. Die Mongolei war bisher von den Mitgliedern der Congregation des hl. Vinzenz von Paula aus Paris versehen worden; da diese aber in China sowohl als in andern Gegenden noch mehrere Vikariate zu besorgen hatten, so waren sie bei der Propaganda um die Überweisung der Mongolei an eine andere Missionsgesellschaft eingekommen. Die belgischen Missionäre fanden in Sy-wan-tse ein kleines Seminar zur Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit vor, aus dem bereits mehrere Priester hervorgegangen waren. Sie gingen alsbald daran, das Arbeitsfeld unter sich zu theilen. Die Herren Verbist und Vranckx übernahmen, unterstützt von zwei chinesischen Priestern, den Bezirk von

[1] Nähere Auskunft erhalten Candidaten von Sign. Abbate Scurati Via di S. Calocero. 9, Milano (Italia).

Sy-wan-tse; die Herren Segvelt und Hamer wendeten sich, jeder gleichfalls von einem chinesischen Priester begleitet, nach dem östlichen Theile der Mongolei; ersterer ließ sich im Bezirk von Kuin-tung, letzterer in Ghe-Schwi nieder. Die zwei noch übrigen chinesischen Priester wurden mit dem westlichen Theile der Mission betraut. Im folgenden Jahre traf glücklicher Weise schon eine Verstärkung von vier Missionären ein und von da an schickte das Seminar von Scheut alljährlich Aushilfe nach der Mongolei; gegenwärtig zählt die belgische Congregation zwanzig Priester in der Mission, die Priester chinesischer Nationalität nicht miteingerechnet.

Alles Gute muß im Feuerofen der Prüfung bewährt werden. Das bewahrheitete sich auch an der neu entstandenen Congregation. Im zweiten Jahre der Mission starb ein thätiges Mitglied, Herr Segvelt, als Opfer der Nächstenliebe in Besorgung der Typhuskranken, und im darauffolgenden krönte der würdige Stifter der Congregation und Provikar der Mission, Herr Verbist, sein thatenreiches Leben durch den gleichen Tod. Herr Branckx wurde an Stelle des Hingeschiedenen Generaloberer der Congregation und übernahm die Leitung des Seminars in Scheut, während dessen bisheriger Direktor, Herr Bax, in der Eigenschaft eines Provikars der Mission Nachfolger des Herrn Verbist in der Mongolei wurde. Im October verflossenen Jahres ernannte ihn Seine Heiligkeit Papst Pius IX. zum apostolischen Vikar und erhob ihn zur bischöflichen Würde mit dem Titel eines Bischofes von Adras i. p. i.

Seit der Rückkehr des gegenwärtigen Seminarvorstandes Herrn Branckx aus der Mongolei wurde in der Nähe der Kapelle das neue Missionsseminar erbaut, das wir in unserer Illustration den Lesern vorführen. Wie es jetzt besteht, kann es an zwanzig Zöglinge sehr leicht unterbringen; die danebenstehende Kapelle, im gothischen Stile erbaut, ist bestimmt, mit der Zeit, wenn eine Erweiterung des Seminars eintreten wird, in eine größere Kirche, deren Chor sie bilden soll, verwandelt zu werden.

Derjenige, der seine Kirche beauftragt hat, Lehrerin aller Völker zu sein, ermangelt auch nicht, den Beruf zur Mission in den Herzen fähiger Jünglinge zu wecken. Auch die Mongolei nimmt Theil an diesem Walten der göttlichen Vorsehung. Vier Priester erwarten neuerdings in Scheut mit heiliger Ungeduld den Augenblick der Abreise; acht belgische Zöglinge bereiten sich durch theologische und ebensoviele durch philosophische Studien zu einer ersprießlichen Missionsthätigkeit vor und außer diesen stehen auch mehrere chinesische Zöglinge des Seminars von Sy-wan-tse an der Schwelle des Priesterthums.

Diese erfreuliche Zunahme an Missionären machte nicht bloß eine Vermehrung der Missionsstationen möglich, sondern ließ sogar an die Errichtung einer Mission unter den nomadischen Mongolen denken. Ein großer Theil der Mongolei, angefangen von der Mandschurei bis zur Wüste Gobi, ist nämlich von den Chinesen besetzt und jährlich noch überschreiten Tausende von chinesischen Familien in Folge der Übervölkerung im eigentlichen China die chinesische Mauer und suchen in den Thälern und Steppen der Mongolei eine neue Heimath sich zu gründen. Vor diesem Strome der Einwanderung, der bereits sich über den südöstlichen Theil der Mongolei ausgebreitet hat, weichen die eigentlichen Mongolen, zu deren Charaktereigenthümlichkeiten eine schlecht verhaltene Abneigung gegen die Söhne des himmlischen Reiches zählt, immer weiter nach Westen zurück und so gewinnt ein Stück der Mongolei nach dem andern das Aussehen einer chinesischen Provinz mit Mandarinenverwaltung, wie es eben im Reich der Mitte üblich ist.

Unsere belgischen Missionäre arbeiten nun in Mitte dieser Chinesen; die Zahl der Christen übersteigt zehntausend und wächst von Jahr zu Jahr. Dank den Waisenhäusern vom Verein der heiligen Kindheit, die an verschiedenen Orten errichtet werden konnten, wird sich die Zahl der christlichen Familien nach einiger Zeit beträchtlich vermehren; hier, wie überall, sind die Waisenhäuser eine reiche Pflanzschule von Christen; sie sind ein zwar langsames, aber sicheres Mittel, um nach und nach einem Lande ein christliches Aussehen und eine christliche Bevölkerung zu geben.

Außer den Chinesen erwarten noch Millionen der herumziehenden Mongolen, die in den ungeheuren Steppen unter Zelten wohnen und einen fabelhaften Reichthum an Heerden besitzen, die Hilfe der Missionäre von Scheutveld. Alle diese Wanderstämme sind dem Christenthum noch fremd. Nur einige von ihnen und darunter zwei Lamas (buddhistische Priester der Mongolei) wurden in letzterer Zeit bekehrt. Diese haben sich neulich, in Begleitung von zwei Missionären, der Herren de Vos und Verlinden, unter den Mongolen von Ordu niedergelassen, und sind der Hoffnung, unter ihren Landsleuten mit Erfolg für die Begründung des Glaubens thätig sein zu können.

Das Seminar von Scheutveld, der sprechende Zeuge der Großmuth und des Glaubens der belgischen Katholiken, hat so seit seinem Bestande die Hoffnungen und Wünsche, mit denen man an seine Gründung herantrat, vollständig erfüllt und wirkt als eine Pflanzstätte des Segens für jene Gegenden und Völker, die noch in der Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen.

Madagaskar.

4. Die katholische Mission seit 1861.

„Es ist kein geringer Trost für Ew. Heiligkeit Söhne, die Missionäre von Madagaskar, Ew. Heiligkeit endlich anzeigen zu können, daß die große afrikanische Insel sich der Predigt des Evangeliums geöffnet und daß der neue König, Radama II., uns in dieser Beziehung alle nur wünschenswerthe Freiheit gestattet hat. Als wir am 24. September 1861 ungefähr einen Monat nach seiner Thronbesteigung in seiner Hauptstadt ankamen und von ihm die Erlaubniß begehrten, uns im Mittelpunkte seines Reiches niederzulassen, um dort den Glauben zu verkünden, Schulen zu eröffnen und die Jugend zu unterrichten, rief er lebhaft aus: „Ihr begehrt diese Erlaubniß; das ist gerade mein lebhaftester Wunsch. Daher gestatte ich es Euch nicht nur, sondern befehle es Euch auch, soviel dieß in meiner Macht steht. Gehet hin, prediget und lehret, wo es Euch gut scheint. Mein einziger Wunsch ist, daß die Sonne der Wahrheit mein Reich erleuchte." Eine solche Gesinnung erweckt in uns die glänzendsten Hoffnungen; gleich haben wir uns an's Werk gemacht und es freut mich, Ew. Heiligkeit versichern zu können, daß wir die Ersten am Platze waren und Niemand uns in Tananariva zuvorgekommen ist."

Mit diesen Worten zeigte P. Jouen am 8. November 1861 dem heiligen Vater die große Veränderung an, welche der Tod Ranavalona's und die Thronbesteigung ihres Sohnes Rakoto

(16. August 1861) auf Madagaskar herbeigeführt hatten. Rakoto oder, wie er sich als König nannte, Radama II. war schon zu Lebzeiten seiner Mutter stets als Freund der Europäer aufgetreten. Durch einen im Jahre 1851 an die Küste verschlagenen Franzosen, den Herrn J. Laborde, dem die Königin zur Gründung industrieller Unternehmungen den Aufenthalt gestattet hatte, war Radama mit der europäischen Civilisation bekannt geworden; durch denselben war er auch schon mit P. Jouen in Verbindung getreten, als dieser im Jahre 1856 unter der Verkleidung eines Arztes Tananariva besuchte. Damals hatten sogar er und seine Gemahlin gewünscht, daß P. Jouen ihrem Adoptivsohne Ratahiry einen christlichen Namen beilegen und ihn als sein Pathenkind betrachten möchte. Jetzt bei seiner Thronbesteigung zögerte Radama nicht, seine von denen seiner Mutter durchaus verschiedenen Regierungsgrundsätze zur Anwendung zu bringen. Er eröffnete seine Regierung mit der Befreiung von Tausenden von Gefangenen, welche Ranavalona's Grausamkeit in Ketten dahinschmachten ließ, mit der Abschaffung des Tangins, dem Unzählige in den letzten dreißig Jahren zum Opfer gefallen, und mit der Aufhebung der Frohndienste, zu welchen die ganze Bevölkerung verpflichtet gewesen war. Dann machte er sich die Errichtung von Schulen zur Hauptaufgabe, und mit offenen Armen nahm er die Missionäre auf, mochten sie was immer für eine Religion bekennen, wofern sie sich nur dem Jugendunterricht widmen wollten. Kaum waren die katholischen Missionäre in Tananariva angekommen, so rückten auch die protestantischen Sendboten heran, und wie überall, so auch hier mit einem solchen Reichthum an materiellen Mitteln, daß die Katholiken dagegen ganz verschwanden. Da außerdem eine große Anzahl Jener, welche sie unter Radama I., als den Katholiken der Aufenthalt noch verwehrt war, in ihren Schulen gebildet hatten, sich nun ihnen als ihren früheren Lehrern anschloß, so hatten sie natürlich einen bedeutenden Vorsprung.

Indessen machen sich die katholischen Missionäre mit ihren bescheidenen Mitteln rüstig an die Arbeit; sie hatten Anfangs ein Unterkommen gefunden beim Herrn Laborde, sich dann aber in jenem Stadttheil, welcher Ambodinandoholo heißt, durch die Vermittlung Radama's ein Grundstück angekauft, auf dem sie eine Kapelle und ein Missionshaus aus Holz erbauten. Bis zu diesem Augenblicke ist diese erste Station der Mittelpunkt der ganzen Mission geblieben; nur hat sie sich im Laufe der Jahre durch manche Nebengebäude für die Schulen der Brüder, für die Handwerkerschulen, für die Druckerei u. s. w. erweitert und augenblicklich wird, da die Regierung den Patres ein Stück des vor der Anstalt liegenden Teiches überlassen hat, daselbst eine Kirche in Stein aufgeführt, die zukünftige Kathedrale von Tananariva.

Hier eröffneten sie nun zuerst eine Knabenschule, der auch Radama seinen Adoptivsohn Ratahiry anvertraute; zwar erregte er dadurch den Unwillen der Protestanten, welche sogar durch den englischen Consul deßhalb Vorstellungen machen ließen, aber Radama hielt fest und meinte, die Engländer hätten sich nicht darum zu kümmern, von wem er seinen Sohn erziehen ließe. Zur nämlichen Zeit kamen auch die Schwestern vom hl. Joseph (Clugny) an, um eine Schule für die weibliche Jugend zu errichten. Beide Schulen gediehen ganz prächtig. Dennoch hielt P. Jouen es für nützlich, eine größere Anzahl von Knaben in christlicher Umgebung erziehen zu lassen, und bald konnte er ihrer 85 nach La Ressource auf Bourbon schicken, damit sie dort in der oben (S. 51) geschilderten Anstalt eine sorgfältigere Erziehung empfingen. Die Kapelle in Ambodinandoholo genügte auch nicht mehr für die Menge, welche sich regelmäßig zum Gottesdienste einfand; daher wurde in einem entfernteren Stadttheile, Ambohinitsimbina genannt, eine zweite Kapelle erbaut.

Der Stand der katholischen Kirche am Ende des ersten Regierungsjahres Radama' II. war somit ein günstiger. Außer den früheren Stationen auf den kleinen Inseln und einer neuen in der Hafenstadt Tamatave besaß die Mission in der Hauptstadt selbst zwei Kapellen, in denen an jedem Sonn- und Feiertage sich mehrere Tausend Malegassen regelmäßig zum Gottesdienste einfanden, und zwei Schulen, von welchen jede weit über 200 Zöglinge, großentheils aus den ersten Familien, zählte. Der König und die Königin zeigten sich den katholischen Missionären sehr geneigt; zum Beweis dafür brauchen wir nur darauf hinzuweisen, daß sie nicht nur am 15. August 1862 dem Gottesdienst in der katholischen Kapelle beiwohnten, sondern auch am 23. September 1862, als sie auf dem Vatomasina (siehe oben S. 8) gekrönt wurden, vorher in ihrem Palaste von P. Jouen eine heilige Messe feiern und von ihm sich die Krone aufsetzen ließen. Die 6 Patres und 4 Brüder aus der Gesellschaft Jesu und die drei Schwestern vom hl. Joseph — welche am Ende des ersten Regierungsjahres Radama' II. die katholische Kirche in Tananariva repräsentirten — hatten also allen Grund, mit froher Hoffnung der Zukunft entgegenzusehen. Leider sollte eine Revolution bald alle bisher erreichten Erfolge wieder in Frage stellen.

Radama II. hatte sich theils durch seine vielen Neuerungen, theils durch die mit Frankreich und England abgeschlossenen Verträge, in welchen er — wie es scheint — das Wohl seiner Unterthanen nicht genug berücksichtigte, eine große Partei der Howas entfremdet. Seine Bevorzugung unwürdiger Günstlinge machte ihm auch mehrere seiner Freunde abwendig und so durften seine Gegner es wagen, im Mai 1863 offen gegen ihn aufzutreten. Radama II. wurde am 10 Mai erdrosselt und am 12. Mai verkündete Kanonendonner der Hauptstadt und dem Lande, daß sie ein neues Oberhaupt hätten. Radama's Gemahlin hatte unter dem Namen Rasoherina den Thron bestiegen. Man will wissen, daß ein protestantischer Sendbote, der Rev. Ellis, dieser Revolution nicht fern gestanden habe. Weil Radama sich mehr den Franzosen zuneigte und somit auch die katholischen Missionäre den protestantischen Sendboten vorzog, habe Rev. Ellis denselben zu stürzen gesucht, indem er ihn zu immer größeren Neuerungen antrieb und so die Kluft zwischen ihm und seinem Volke immer mehr vergrößerte. Nicht bloß französische und katholische, sondern auch englische und protestantische Stimmen haben es verkündet, daß Rev. Ellis aus Haß gegen die Katholiken Radama vom Throne gestürzt habe[1]. Wie viel Wahres an dieser Behauptung ist, wissen wir nicht; sicher ist, daß sich die neue Regierung den Franzosen feindlich gegenüberstellte. Daher gerieth auch die katholische Mission, welche sich an das französische Consulat mehr oder weniger angelehnt hatte — alle Missionäre sowohl als alle Schwestern waren französischer Nationalität — einen Augenblick in's Schwanken. Allein nur einen Augenblick. Als der französische Consul die Hauptstadt verließ und die Missionäre aufforderte, ihn zu be-

[1] Vgl. den Brief eines Protestanten vom 25. Mai 1863 in den Annales de la propag. de la foi Mars 1864, p. 92.

gleiten, da sie sonst schutzlos zurückbleiben müßten, wollten diese den einmal eroberten Posten nicht leichtsinnig verlassen. Trotz der Gefahren, die ihnen bei der damaligen Stimmung der Regierung drohten, blieben die Patres und die Schwestern in Tananariva zurück und setzten, so gut es eben ging, die begonnene Arbeit fort.

Das Haupt der Verschwörung gegen Radama hatte sich der Königin Rasoherina nicht nur als Premierminister, sondern sogar als Gemahl aufgedrängt; unter ihrem Namen regierte er mit unumschränkter Macht. Allein seine Grausamkeit und seine Ungerechtigkeit erregten einen Aufstand; am 15. Juli 1864 mußte er seinen Ministerposten an seinen Bruder abtreten und in die Verbannung gehen. Der neue Premierminister ließ die Königin ihrer Neigung folgen und damit gewann auch die katholische Mission ihre Freiheit der Bewegung wieder, während sie seit Radama's Tode unter hartem Drucke gestanden hatte. Wie wir bereits früher ausführten, besitzen die Malegassen eine fast abgöttische Verehrung gegen ihre Herrscher; sobald diese sich gegen eine Sache aussprechen, hat dieselbe keine Aussicht mehr, von den Unterthanen gebilligt zu werden. Es kann somit nicht auffallen, wenn im ersten Regierungsjahre Rasoherina's die katholische Mission eher Rück- als Fortschritte machte. Kaum jedoch war der harte Druck hinweggenommen, da entwickelte sie sich auch auf erfreuliche Weise. „Seit 10 Monaten bin ich jetzt

Wasserteich. Schule der Brüder. Haus der Missionäre. Druckerei. Schmiede. Kapelle. Schreinerei.

Die Hauptstation der katholischen Mission in Ambodinandoholo (Tananariva).

in Tananariva, schrieb P. Layat am 23. Juni 1865. Bei meiner Ankunft zählte man kaum hundert erwachsene Katholiken, die meisten arme Sklaven; gegenwärtig sind ihrer über tausend, und zwar aus allen Ständen, aus den höchsten wie aus den niedrigsten."

Selbstverständlich gaben sich die Protestanten alle Mühe, den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen. Nicht wenig, meinten sie, sollte dazu der Vertrag dienen, den Rasoherina am 27. Juli 1865 mit England abschloß. Indessen wenn auch durch denselben die protestantischen Sendboten einen unläugbaren neuen Vorsprung gewannen und der Protestantismus stillschweigend beinahe als die Staatsreligion anerkannt wurde, suchte die Königin dennoch durch andere Mittel das Gleichgewicht in etwa herzustellen. Am nämlichen Tage, an welchem der englische Bevollmächtigte in feierlichem Zuge in den Königspalast von Tananariva einzog, um die Ratification des Vertrages entgegenzunehmen, bewegte sich aus einem anderen Thore des Palastes ein nicht weniger feierlicher Zug, um die fünfjährige Adoptivtochter der Königin nebst ihren fünfzehn Gespielinnen in die Schule der Schwestern zu führen, denen deren Erziehung anvertraut werden sollte. Überhaupt neigte die Königin von Tag zu Tag mehr zur katholischen Kirche hin; und als es mit ihr zum Sterben kam, verlangte sie von einem Katholiken, dem französischen Consul Laborde, die heilige Taufe. Sie empfing dieselbe am 27. März

1868, drei Tage vor ihrem Tode. Unter ihrer Regierung hatte die Mission eine dritte Station, dem hl. Joseph gewidmet, in Tananariva eröffnet und den Bau der Kirche von Tamatave vollendet. Den größten Vortheil aber zog die Mission aus der Ankunft der Schulbrüder (24. November 1866), welche den Missionären die Schulen abnahmen und somit mehr Zeit zur Predigt des Evangeliums verschafften.

Am 2. April 1868 bestieg eine Schwester Rasoherina's unter dem Namen Ranavalona II. den Thron von Madagaskar. Die neue Königin war der katholischen Kirche nicht so geneigt, wie ihre Vorgängerin. Allerdings ließ sie die beiden Adoptivkinder ihrer verstorbenen Schwester in den katholischen Schulen; auch versäumte sie nicht, den katholischen Missionären sagen zu lassen, daß sie ihnen sein werde, was Rasoherina gewesen, eine Beschützerin und Mutter — allein das bedeutete nicht viel. Sie war im Geheimen für den Protestantismus gewonnen und ließ sich am 21. Januar 1869 mit ihrem Premierminister von einem malegassischen Prädikanten taufen; von da an war der Protestantismus anerkannte Staatsreligion und machte als solche ganz großartige **äußere** Fortschritte, ohne jedoch wahre Bekehrungen zu erzielen. Hören wir nur den officiellen Bericht der Londoner Missions-Gesellschaft, welche die malegassische Mission verwaltet:

„Man muß gestehen, daß politische Ursachen es sind, welche seit 1868 die Verbreitung des Christenthums [Protestantismus] so außer-

Eine Schwester mit ihren madegassischen Schülerinnen von Tananariva.

ordentlich begünstigt haben ... Die Entwicklung des Namen-Christenthums unter der gegenwärtigen Königin verdankt man großentheils dem Einfluß der Regierung; daher ist sie auch großen Gefahren ausgesetzt, welche Niemanden mehr als den Missionären Unruhe einflößen. Die große Ehrfurcht, welche die Malegassen vor ihren Obern hegen, und die Wichtigkeit, welche sie der Gunst ihrer Herren beilegen, haben Viele veranlaßt, Christen [Protestanten] zu werden. Man weiß recht gut, daß der Wunsch der Regierung ist, alle möchten Christen [Protestanten] werden, und man hat die Anstrengungen nicht gespart, um dieses Ziel zu erreichen. Eine eigentliche Verfolgung findet von Seiten der Regierung nicht statt; aber der wohlbekannte Wunsch der Königin und des ersten Ministers, die Proclamationen zu Gunsten der Feier des Sonntags ꝛc. haben an den von Tananariva weiter entfernten Orten einen Druck zur Folge, der von einer Verfolgung nur wenig verschieden ist." [1]

„In jedem Dorfe gibt es Häuptlinge, die der Regierung dafür verantwortlich sind, daß die Dorfbewohner an Sonntagen sich regelmäßig in der protestantischen Kirche einfinden. Einer dieser Häuptlinge, welcher mehreren Dörfern vorsteht und welcher zuweilen 5—600 Personen zur Kirche führt, hat drei Frauen und nicht die entfernteste Idee vom Christenthum. Er zeigt gern seine Autorität und das Volk weiß, daß es ihm gehorchen muß; da es am Sonntag zu keinem anderen Frohndienst angehalten wird, betrachtet es den Kirchenbesuch als die

[1] Brief review of the L. M. S. Mission in Madagascar from 1861 to 1871, cap. 5. § 6.

für den Sonntag vorgeschriebene Frohne und gibt sich gern damit zufrieden." [1]

Unter diesen Umständen hätte man glauben sollen, daß für die katholische Mission keine Hoffnung geblieben sei; wirklich begann auch mit der Thronbesteigung Ranavalona's II. eine ganze Reihe von kleinen Quälereien, die dem Fortschritte der Mission keinen geringen Eintrag thaten. Allein es war der französischen Regierung gelungen, am 8. August 1868 einen neuen Vertrag abzuschließen, dessen dritter Artikel den katholischen Missionären die Erlaubniß gewährte, frei ihre Religion zu lehren und Kirchen, Schulen, Spitäler zu gründen. „Die Franzosen," heißt es weiter darin, „sollen im Bekenntnisse, in der Übung, in der Verbreitung ihrer Religion des Schutzes der Königin und ihrer Beamten genießen, ganz wie die Unterthanen der am meisten begünstigten Nation. Kein Malegasse darf wegen der Religion, die er bekennt, beunruhigt werden, wofern er sich sonst nur den Landesgesetzen unterwirft." Dank diesem Artikel und Dank der Energie, mit welcher die Missionäre es durchzusetzen wußten, daß die Königin selbst vor ihren Unterthanen diesen Artikel wiederholt anerkannte und billigte, hat die Mission seit 1868 noch größere Fortschritte gemacht als früher unter Rasoherina. Nach den jährlich eingesendeten Statistiken wurden in jedem Jahre seit 1868 in Tananariva und Umgegend durchschnittlich 15—1700 Erwachsene und 7—800 Kinder getauft; die 36 Schulen in Tananariva und Umgegend zählten stets über 1600 Schüler und Schülerinnen, und in den Hand-

Die Schmiede der Mission von Madagaskar.

werksschulen konnte man nicht alle aufnehmen, die sich meldeten. In Tananariva selbst bestehen bereits 4 katholische Pfarreien; auf dem Lande in einem Umkreise von circa 3 Stunden noch 12 größere Stationen, von denen aus etwa 50 kleinere weiter entfernte versehen werden. Zu diesen kommen dann noch die beiden Distrikte von Tamatave an der Küste und Fianarantsoa im Lande der Betsileos, in welchen auch je drei Missionäre nebst einigen Schulbrüdern thätig sind, und die Stationen auf den kleinen madegassischen Inseln, welche seit 1861 von der Mission von Madagaskar ganz getrennt und zu einer eigenen apostolischen Präfektur erhoben wurden.

[1] Friends Monthly Review 1870, 15. November.

Es würde uns zu weit führen und nur wenig Interesse gewähren, wollten wir uns in eine ausführliche Beschreibung der Ereignisse dieser letzten Jahre einlassen; wir möchten dagegen zum Schlusse zwei Werke hervorheben, denen die katholischen Missionäre ihre Thätigkeit gewidmet haben und durch die sie sich als wahre und echte Nachfolger der Apostel beweisen, welche ja gesendet wurden „den Armen das Evangelium zu verkünden": es sind dieß die Arbeiten unter den Gefangenen und unter den Aussätzigen. Das unglückliche Loos der Gefangenen auf Madagaskar haben wir früher beschrieben; über die unter ihnen begonnene katholische Mission theilt P. Caussèque Einiges mit.

„Es gibt der Gefangenen," schreibt er im Januar 1873, „gegenwärtig

ungefähr 200 hier, welche gefesselt sind; die meisten haben sich wegen Diebstahls ihre Verurtheilung zugezogen. Alle diese Unglücklichen wohnen innerhalb eines Geheges, etwa eine Viertelstunde östlich von der Stadt; zwei schlechte Hütten dienen ihnen zum Obdache während der Nacht. Bei Anbruch des Tages dürfen sie den Verschlag verlassen und sich in der Stadt Arbeit suchen; denn sie müssen sich selbst ernähren, die Regierung liefert ihnen nur die Kette und ein Obdach für die Nacht. Bis in die jüngste Zeit sorgte man noch weniger für sie in moralischer, als in materieller Beziehung; allein seit 3—4 Monaten besucht P. Landes sie in ihrem Gehege; einige freundliche Worte haben ihre Herzen gewonnen. Wöchentlich zwei- oder dreimal versammelt er sie um sich, um ihnen den Katechismus zu erklären und sie einige Gebete und fromme Lieder zu lehren. Leider sind manche der Arbeit wegen abwesend, wenn der Pater ihre Wohnung besucht; daher lud er denn alle in seine Kirche ein, indem er ihnen versprach, für sie einen besondern Gottesdienst zu halten. Die Behörde machte keine Einwendung und so fand denn der erste Gefangenen-Gottesdienst am 24. November in unserer Muttergotteskirche statt. Gegen vierzig hatten sich eingefunden; der Unterricht, der mit Gesang abwechselte, dauerte zwei Stunden und während der ganzen Zeit bewiesen sie die größte Aufmerksamkeit. Seither wurden die Unterrichte noch fleißiger besucht; in letzter Zeit finden sich regelmäßig gegen 70 ein. Die protestantischen malegassischen Prediger konnten diese den Gefangenen bewiesene Sorgfalt nicht verstehen; Einer von ihnen verstieg sich sogar zu der Bemerkung: „Um die französische Kirche ist es geschehen; seit die Gefangenen sie besuchen, ist sie für immer entehrt." Die englischen Prediger ver-

Der Missionär als Arzt auf Madagaskar.

stehen die Sache allerdings etwas anders; wie man sagt, sind sie sogar beim ersten Minister um die Erlaubniß eingekommen, auch ihrerseits für die Gefangenen Gottesdienst zu halten; aber vergebens. Wie es um dieses „man sagt" steht, weiß ich nicht; sicher ist nur, daß in allerneuester Zeit die englischen Prediger ebenfalls das Gefangenendepot zu besuchen anfangen."

Für die Mission unter den Gefangenen fanden also die katholischen Missionäre an den protestantischen Sendboten Nebenbuhler; bei ihrer Arbeit unter den Aussätzigen hat man sie allein gelassen. Der Aussatz ist auf Madagaskar durchaus keine seltene Krankheit; nicht nur ist er erblich, so daß er leicht von den Eltern auf die Kinder übergeht, sondern unter Umständen ist er auch ansteckend. Stets aber ist er, wenn er sich ganz entwickelt hat, eine höchst ekelhafte Krankheit. Daher wurden denn auch schon von Alters her die Aussätzigen verpflichtet, außerhalb der Städte und Dörfer in einer Art von Gehege zusammen zu leben und sich vom Verkehr mit ihren Mitmenschen zurückzuhalten. Vor diesen Schwierigkeiten wich natürlich die Liebe der katholischen Missionäre nicht zurück; sie waren gekommen, Alle zu retten, und suchten Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen. Obwohl daher die ärztliche Praxis ihrem näheren Berufe ferne lag, wollten sie doch auch ihre me-

dicinischen Kenntnisse verwenden, um durch dieselben Eingang in die madegassischen Häuser zu finden; eben diese Kenntnisse brachten sie aber auch mit den Aussätzigen in Berührung und wurden so indirekt die Veranlassung zur Gründung mehrerer kleiner Gemeinden von Aussätzigen. In einem Briefe des P. Caussèque vom 30. Juli 1873 finden wir einen kurzen Bericht über diese „Gründungen", die unsere Liberalen gerne den Jesuiten und deren „Verwandten" überlassen.

„P. de Lavaissière hat die erste Aussätzigengemeinde gegründet, als er mit der Seelsorge der Christenheit von Namehama betraut war. Eines Tages traf er auf dem Wege zu der Filiale Ambatofotsi ein Kind, das den Aussatz hatte. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein und es führte ihn zu dem Gehege, in welchem auf Befehl der Obrigkeit alle Aussätzigen der Umgegend wohnen müssen. Beim unerwarteten Anblicke des Schwarzrockes flohen Alle und verkrochen sich in die elenden Hütten, welche innerhalb des Geheges ihnen zur Wohnung dienen. Allein der Pater redete ihnen freundlich zu, sich nicht vor ihm zu fürchten, wie er vor ihnen sich nicht fürchte. Seine liebevollen Worte hatten Erfolg; die Muthigsten wagten sich zuerst aus ihren Hütten heraus, dann auch nahe an den Pater heran; die Andern folgten und bald war der Missionär von der ganzen kleinen Schaar — es waren ihrer etwa zwanzig — umringt. Selten hat sich wohl ein Prediger einer aufmerksameren Zuhörerschaft erfreut, als P. de Lavaissière bei den Aussätzigen von Ambatofotsi. Der Grundstein zur neuen Gemeinde war gelegt; wöchentlich wenigstens einmal besuchte nun der Missionär das Aussätzigengehege zum großen Erstaunen der Madegassen, welche sich diesen Kranken nicht zu nähern wagen. Unter den Aussätzigen war eine Frau, die lesen konnte; diese wurde zur Lehrerin ihrer Leidensgenossen ernannt. Als P. de Lavaissière Ende 1872 nach Bourbon berufen wurde, wußten die Aussätzigen bereits einen Theil des Katechismus und mehrere Lieder; P. H. Tair, sein Nachfolger an der Station von Namehama, setzte die Arbeit unter den Kranken fort und gestand, daß ihm dieser Theil der Gemeinde den meisten Trost gewähre. Im Februar dieses Jahres (1873) wurde ich nach Ambatofotsi gesendet, um Katechumenen zur heiligen Taufe vorzubereiten; bei dieser Gelegenheit sah ich oft die Aussätzigen, sie waren hinlänglich vorbereitet und ich beschloß, ihre Taufe mit einer gewissen Feierlichkeit vorzunehmen. In den benachbarten Filialen kündete ich somit an, daß am 10. Februar, Nachmittags 1 Uhr, die Taufe der Aussätzigen stattfinden werde; diese Ankündigung genügte, um am bezeichneten Tage große Schaaren unserer Gläubigen von Namehama, Ilafi und Antsahamorofoza herbeizuziehen; auch von Tananariva waren mehrere gekommen. Der französische Consul, Herr Laborde, sandte einen seiner Sekretäre mit einem reichen Almosen für die Neophyten; P. H. Tair kam an Stelle des apostolischen Präfekten, um sich an der Feier zu betheiligen. Prozessionsweise zogen wir unter Psalmengesang von dem Gotteshause von Ambatofotsi zum Gehege der Aussätzigen; am Fuße des einzigen Baumes, der ihre armen Hütten beschattet, hatten sich die neunzehn Katechumenen (sieben Männer und zwölf Frauen) in einem Halbkreis aufgestellt und suchten unter ihren dürftigen Lumpen so gut als möglich die Spuren ihrer traurigen Krankheit zu verbergen. Ich nahm selbst die heilige Handlung vor, während P. Tair den Gesang leitete; mehr als dreihundert Gläubige und eine ungeheure Menge neugieriger Heiden und Protestanten umgaben uns in weitem Umkreis. Die Neophyten bestanden noch eine kleine Prüfung in ihren Gebeten und im Katechismus, bei welcher Gelegenheit sie nicht weniger durch die Genauigkeit ihrer Antworten die Umstehenden in Erstaunen setzten, als sie dieselben durch ihre Andacht bei ihren Gebeten und Gesängen erbauten. Darauf wurden die Katechumenen durch das Bad der Wiedergeburt von dem Aussatz der Erbsünde gereinigt und zu Kindern Gottes umgeschaffen. Einer der protestantischen Zuschauer machte die richtige Bemerkung: „Die katholische Religion muß doch wohl die wahre sein; denn sie allein flößt den Weißen den Muth ein, sich derer anzunehmen, welche die ganze Welt von sich ausstößt." Die neue Gemeinde wird regelmäßig von P. Brevère besucht; zwar haben sie noch kein anderes Gotteshaus als das weite Himmelszelt; die Zeit wird uns lehren, was wir hier noch zu thun haben. Unterdessen hat auch P. Laffont in Ambohimanarina eine andere Gemeinde von zwölf Aussätzigen gebildet und auf den übrigen Stationen hat man gleichfalls mit der Predigt unter ihnen begonnen."

Durch diese Arbeiten unter den Verlassenen und Ausgestoßenen dieser Welt suchen die katholischen Missionäre den Segen auf ihre Thätigkeit herabzuziehen, und wie wir aus den neuesten Berichten ersehen, nicht ohne Erfolg. Von Tag zu Tag wachsen die katholischen Gemeinden; die verhältnißmäßig geringe Anzahl der apostolischen Arbeiter reicht nicht aus, um dem Rufe nach katholischen Lehrern, der von allen Seiten an den apostolischen Präfekten gelangt, zu entsprechen. Beten wir, daß der Herr neue Arbeiter in diesen gesegneten Weinberg sende, und helfen wir nach Kräften, damit nicht aus Mangel an äußern Mitteln die katholischen Missionäre den Doppelkampf gegen das Heidenthum und gegen den Protestantismus abzubrechen gezwungen werden.

— — —

Holywell.

Mitgetheilt von P. L. v. H. S. J.

Italien hat sein Loretto, Frankreich sein Lourdes und Paray le Monial, Spanien sein S. Jago di Compostella, die Schweiz Maria-Einsiedeln, Deutschland sein Alt-Ottingen und Kevelaer, aber auch England hat seinen altberühmten Wallfahrtsort, welcher die Anfänge, die Blüthe, das Ende des Mittelalters sah, die Verfolgungen des 16. und 17., die Aufklärung des 18. Jahrhunderts überdauerte, und jetzt, im 19. Jahrhundert, mehr als früher wieder aufblüht; es ist Holywell, die „heilige Quelle".

Auf der großen Verkehrsstraße, welche London und das Innere Englands mit Irland verbindet, nähert sich die Eisenbahn, bald nachdem sie Chester verlassen, dem Meerbusen, welchen die Mündung der Dee gebildet. Man verläßt zugleich das eigentliche England, das Sprachgebiet des Angelsächsischen, und betritt das grüne bergige Wales, das Land der alten Briten. Die Eisenbahn verfolgt die Nordküste, zur Linken ein freundliches Hügelland, zur Rechten die Dee und das Meer lassend. Auf einer Nebenstation hört man den Schaffner „Holywell" rufen; wer zur Quelle der hl. Winfrida wallfahrten will, steigt aus, um in südlicher Richtung ein freundliches Thal hinaufzuwandern. Vor mehr als einem Jahrtausend hieß es „Sychnant", „das trockene Thal", wegen seines Mangels an Wasser; jetzt rauscht zur Linken des Weges ein frischer Bach herab und treibt Fabriken und Mühlen. Endlich gelangen wir nach Holywell selbst, einem Städtchen mit steilen Straßen, eng zwischen den Bergen gelegen. Nicht weit vom Eingange der Stadt liegt links am Wege ein altes gothisches Bauwerk. Es ist die Kapelle, aus deren Mitte der Bach, welcher das Thal bewässert, hervorsprudelt; sie ward erbaut von der Gräfin Richmond, der Mutter König Heinrich' VII. Von der Straße durch ein Gitter hinabblickend sieht man eine große Zahl von Krücken, die Zeugen er-

hörten Gebetes. Tritt man ein, so erscheint das ganze Gebäude als ein großer Tabernakel, welcher gleichsam als Heiligthum ein Wasser-Bassin von einigen Fuß Durchmesser und vielleicht 6 Fuß Tiefe umschließt; das Bassin ist von einer Brüstung von 2—3 Fuß Höhe umgeben, und diese trägt einen schönen steinernen Baldachin als unmittelbare Bedeckung der Quelle. An der Brüstung knieen Beter; von unten herauf blinkt das Wasser, das krystallklar ruhig aus dem Boden hervorquillt; es kommt in so gewaltiger Masse, daß es sofort, wenige Schritte von der Quelle, eine Mühle treibt; 100 Tonnen Wasser sprudeln in Einer Minute hervor. Unmittelbar vor dem Ausfluß ist ein anderes steineres Bassin, in welchem zwei Personen zum Baden Platz finden; etwas weiter liegt ein größeres Bassin, welches größeren Raum zum Baden darbietet. Man wird unwillkürlich an den Teich Bethesda erinnert; denn schon am Eingange stehen Krüppel und Lahme, ein Almosen zu begehren, und im Innern ist nicht das wilde Lärmen eines Vergnügungsbades, sondern Kranke und Schwache suchen hier Heilung, — nicht durch die chemischen Kräfte eines Mineralquells, sondern durch die Fürbitte der hl. Winfrida, welche schon Unzähligen geholfen. Inmitten des Protestantismus sieht man sich in einer katholischen Oase.

Doch in welcher Beziehung steht die hl. Winfrida zur Quelle von Holywell? Die höchst naive Legende aus dem Mittelalter erzählt uns darüber Folgendes:

Winfrida, Wenefrida oder Guenwrea (im Britischen „Schöngesicht“ [1]) war die Tochter Thevith's, eines angesehenen Edelmannes in Nord-Wales; sie lebte im 7. Jahrhundert. Früh ward sie von ihren Eltern und dem Bruder ihrer Mutter, dem hl. Beuno, zur christlichen Frömmigkeit erzogen. Caradoc, der Sohn des Landesfürsten, entbrannte in heftiger Leidenschaft zu ihr. Aber sie wies seine Anträge

Kapuzinerkloster zu Pont-Asaph (England).

zurück und floh. Auf der Flucht ereilte Caradoc die Jungfrau auf einem Hügel nahe bei Holywell, und von Rache entflammt schlug er ihr das Haupt ab. Das Haupt rollte den steilen Abhang hinunter bis zur Kapelle, in welcher das Volk versammelt war und der hl. Beuno im Begriff stand, die heiligen Geheimnisse zu feiern. Entsetzt ergriff er das Haupt der Jungfrau und trug es dem Mörder entgegen, welcher frech seiner That sich rühmte. Aber auf die Strafrede des Heiligen fiel Caradoc, von der Rache Gottes ereilt, todt zu Boden und die Erde verschlang ihn, wie die Sage berichtet. Der hl. Beuno legte das Haupt zum Rumpfe, bedeckte beide mit seinem Mantel, und begab sich zurück, das heilige Opfer darzubringen. Nach Beendigung desselben vereinigte er sich mit dem ganzen Volke, von Gott die Wiedererweckung der Todten zu erflehen, und sein Gebet ward, wie die Überlieferung berichtet, durch ein Wunder der göttlichen Allmacht erhört. Ein weißer Streif um den Hals bekundete jedoch noch ferner die Stelle, an welcher die Jungfrau den tödtlichen Streich erhalten. An der Stelle, wo ihr Haupt gelegen, war plötzlich die schöne und reiche Quelle hervorgesprudelt, das sonst so dürre Thal zu bewässern.

Ein großer Theil der vielfach noch heidnischen Bevölkerung verlangte in Folge der wunderbaren Wiedererweckung der Todten die Taufe. Die Jungfrau aber empfing in Gegenwart einer großen Volksmenge den Schleier aus den Händen des heiligen Beuno und es erblühte unter ihrer Leitung zu Holywell eine Genossenschaft frommer Ordensfrauen.

[1] Vergl. Butler, Leben der Heiligen: Die hl. Wenefrida, 3. Nov.

Sieben Jahre hatte sie seitdem dort verlebt. Da schied ihr Seelenführer, der hl. Beuno, von ihr, um anderswo Gott zu dienen. Vor seinem Scheiden aber führte er die Jungfrau zu der wunderbaren Quelle und sprach: „Du siehst hier das Denkmal deiner Leiden. Betrachte auch die Steine, die wie gefärbt sind von deinem Blute, welches du zur Verherrlichung deines himmlischen Bräutigams vergossen. Merk' also auf und bedenke, was ich dir vorhersagen will in Betreff dreier besonderen Gnaden, durch welche dein himmlischer Bräutigam Jesus Christus hiernach dich verherrlichen und durch deine Gebete Anderen Wohlthaten erweisen will. Die erste ist, daß diese blutigen Flecken nie mehr abgewaschen werden sollen von den erwähnten Steinen, vielmehr bleiben werden, als Triumphzeichen deines Blutes, das zur Vertheidigung deiner Keuschheit vergossen ward. Die zweite ist, daß Jeder, der andächtig zeitliche Segnungen oder Befreiung von geistlichem oder leiblichem Mißgeschick durch deine Verdienste und Vermittlung erflehen wird, Erhörung seiner Bitte finden soll, falls es zur Ehre und Verherrlichung Gottes gereicht, indem er dreimal diese Quelle in Andacht besucht. Wenn seine Bitte nicht zum Nutzen seiner Seele gereichen und deßhalb nicht erhört werden würde, so soll er im Tod durch deine Fürbitte reichlichere Frucht ernten und ewige Segnungen in der nächsten Welt. Die dritte ist: nach meiner Abreise in einen entlegeneren Theil dieser Insel wird Gott mir eine Zelle nah an der Küste des Meeres geben; dann so oft du Briefe oder Zeichen an mich sendest, wie ich dich bitte, es wenigstens einmal im Jahre zu thun, dann also wirf sie nur einfach in die Strömung dieser Quelle und sie werden sicher zu mir gelangen. Diese Wunder werden zu deinem Ruhme verbreitet werden bis zum Ende der Welt." [1]

Doch auch die heilige Winfrida verließ, von einer Einsprechung Gottes getrieben, ihr liebes Holywell, um in einem andern Kloster, Guetherin, an den Ufern des Clwyd wenige Jahre später, um das Jahr 660, ihre Tage zu beschließen.

Fortan war selbstverständlich die Quelle das Ziel mancher frommen Wallfahrt, der Zeuge mancher Gebetserhörung. Es ist hier nicht der Platz, all' jene Wunder zu berichten, welche 12 Jahrhunderte hindurch unaufhörlich dort stattfanden. Nur einige wenige mögen hier Platz finden; selbstverständlich unterstellen wir sie, sowie alles Übrige, dem Urtheil der Kirche.

Nicht lange nach den Tagen der hl. Winfrida lebte nicht weit von der Quelle ein armer Zimmermann. Seine Tochter war blind geboren; angetrieben von den Berichten über die vielen Wunder, die dort geschehen, drang sie in ihren Vater, sie dorthin zu bringen. Dieß geschah; sie wusch ihren Kopf in der Quelle, verbrachte die Nacht im Gebete und fiel gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Beim Erwachen öffnete sie die Augen und sah.

Fast ein Jahrtausend später, im Jahr 1647, wallfahrtete die Frau eines Gärtners John Clec in der Vorstadt von Worcester nach Holywell. Auf dem Wege besuchte sie in Kidderminster eine Verwandte und erzählte dieser von ihrem Vorhaben; eine arme Frau im benachbarten Zimmer, die seit mehr als sechs Jahren lahm und bettlägerig war, hört das Gespräch; von Vertrauen beseelt, ruft sie laut und bittet die Wallfahrerin um des Leidens Christi willen, von ihr einen Penny mitzunehmen, um ihn dem ersten Armen, den sie in Holywell begegnen würde, als Almosen zu geben, mit der Bitte, dieser möge für sie in der Quelle baden. Ihre Bitte wurde erfüllt. Bald nachher erhob sich die Kranke plötzlich vollständig geheilt von ihrem Lager zum Erstaunen der ganzen Gemeinde; es stellte sich heraus, daß zur nämlichen Stunde das Almosen in Holywell gegeben war.

Diese und manche ähnliche Thatsachen beweisen, daß auch unter dem Druck der Verfolgungen Holywell ein Wallfahrtsort blieb. Es war in der That ein Sammelpunkt für die treuen Anhänger des alten Glaubens. Im 16. Jahrhundert wirkte dort ein Jesuit, P. Bennett, welcher im Jahre 1582 auf's Entsetzlichste für den Glauben gefoltert wurde. Ihm folgten andere seiner Ordensbrüder. Gegenwärtig ist die Seelsorge in den Händen des P. di Pietro, eines vertriebenen sicilianischen Jesuiten, welcher bei Katholiken und Nichtkatholiken die größte Achtung und Liebe genießt. Ihm gelang es, die Pacht der Quelle zu übernehmen, um so die Verwaltung derselben in katholische Hände zu bringen.

Dem Pater stehen Ordensschwestern hilfreich zur Seite. Sie haben ein Hospital mit etwa 30 Betten, in welchen arme und kranke Pilger, seien sie Katholiken oder Nichtkatholiken, für geringe Entschädigung oder auch umsonst die beste und liebreichste Pflege finden. Die Schule, gleichfalls von den Ordensschwestern geleitet, erfreut sich in hohem Grade der Anerkennung und Unterstützung der Regierung. Neben 50 katholischen Kindern werden etwa 100 protestantische von ihren Eltern in diese Schule geschickt, — das beste Zeugniß für die Leistungen der Schwestern. Den protestantischen Kindern steht es frei, die Religionsübungen mitzumachen, aber alle pflegen es zu thun.

In geringer Entfernung von Holywell liegen die Besitzungen des Earls von Denbigh, Grafen von Habsburg, Lauffenburg und Rheinfelden, eines eifrigen Convertiten. Sein Familienname Feilding, eine Verstümmelung des deutschen Rheinfelden, erinnert noch an den deutschen Ursprung der Familie; es sind wohl die einzigen Sprossen der alten Grafen von Habsburg von männlicher Seite. Seit mehreren Jahren für die Kirche seiner Ahnen wiedergewonnen, hat der Lord durch Thaten die Aufrichtigkeit seiner Überzeugung an den Tag gelegt. Ein herrliches Waisenhaus, von barmherzigen Schwestern geleitet, ward von ihm gegründet. Die Verwahrlosung katholischer Kinder in den großen Städten Englands ist groß; in Liverpool allein sollen etwa 20,000 katholische Kinder ohne religiöse Erziehung aufwachsen. So läßt sich begreifen, wie dringend nothwendig derartige Anstalten sind. Das genannte Waisenhaus hat gegenwärtig etwa 100 Kinder, welche auf's Beste gepflegt und erzogen werden; natürlich ganz mit Rücksicht auf ihre spätere Lebensstellung. Sie scheinen ihren guten Erzieherinnen alle Ehre zu machen, denn diese können den Anfragen nicht genügen, welche zur Erlangung guter Dienstmägde an sie gestellt werden.

Auch den Söhnen des hl. Franziskus hat die Wohlthätigkeit des Lords Denbigh hier eine treffliche Wohnstätte eröffnet. Ein schönes Kapuzinerkloster, Pont-Asaph genannt, erhebt sich ganz in der Nähe, und wer nach Holywell wallfahrtet, pflegt es nicht zu versäumen, die Patres, ihre schöne Kirche und den Kreuzweg zu besuchen.

Doch kehren wir zu unserer Quelle zurück! —

Auch in unserer Zeit haben die häufigen wunderbaren Heilungen keineswegs aufgehört.

Jüngst wallfahrtete ein deutscher Ordensmann zur Quelle der hl. Winfrida. Seit mehr als 10 Jahren litt er an einer Schwäche der Kopfnerven, welche ihn allmählig zu seinen Berufsarbeiten untauglich gemacht hatte. Für den Fall der Genesung versprach er der hl. Winfrida, ihr zu Ehren eine Beschreibung von Holywell und dessen Wundern in diese Blätter einzusenden. Er genas zum großen Theil, und machte einen zweiten Besuch an der Quelle, um der Heiligen zu danken. Mit der Ausführung seiner Arbeit beschäftigt, stieß er auf die Verheißung, nach welcher dem dritten Besuche vor Allem Heilung versprochen ist. Sogleich faßte er den Entschluß, sobald es ihm möglich, auch diesen dritten Besuch zu machen, um vollständige Heilung zu erlangen. Einstweilen aber mögen diese Zeilen das Lob der hl. Winfrida auch in deutscher Zunge verkünden.

[1] The life and miracles of St. Wenefride, Dublin 1872, pag. 14.

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Über die harte Verfolgung, welche während der Jahre 1873 und 1874 einige Vikariate Tongkin's verheerte, haben wir zu wiederholten Malen berichtet[1]. Dank der energischen Unterstützung, welche die Christen der Regierung in ihrem Kampfe gegen die rebellische Gelehrtenzunft leisteten, sowie auch in Folge des Vertrages der annamitischen Regierung mit Frankreich ist gegenwärtig eine neue Periode der Ruhe eingetreten und wird sich hoffentlich die so viel und hart geprüfte tongkinesische Kirche wieder rasch erholen. Es dürfte unsern Lesern nicht unangenehm sein, wenn wir aus den letzten Briefen des hochw. Herrn Gauthier, apost. Vikars von Südtongkin, noch einige Züge hervorheben, welche sich auf den von den Christen bewiesenen Heldenmuth beziehen. Obgleich den Beweggrund, welcher die Gelehrtenzunft zum Ergreifen der Waffen und zur Verfolgung der Christen veranlaßte, unzweifelhaft neben ihrer Abneigung gegen die Europäer ihr Haß gegen die christliche Religion bildete, so wäre es doch vielleicht nicht ganz richtig, alle bei diesen traurigen Kämpfen gefallenen oder niedergemetzelten Christen als Märtyrer betrachten zu wollen; allein nach den von Msgr. Gauthier aufgenommenen Beweisen unterliegt es ebenso wenig irgend einem Zweifel, daß wenigstens viele der Niedergemetzelten ganz freiwillig den Tod dem Abfall vorgezogen haben.

„57 Christen," schreibt unter Anderem Msgr. Gauthier, „waren von den Rebellen gefangen genommen; bevor man sie tödtete, richteten die Gelehrten die Aufforderung an sie: „Alle, welche am Leben bleiben wollen, mögen sich erheben zum Zeichen, daß sie ihren Glauben verleugnen." Ein Mann und vier Frauen erhoben sich und wurden sofort in Freiheit gesetzt; die Andern wurden zum Ufer des Flusses geführt, um in's Wasser gestürzt zu werden. Sie hörten nicht auf zu beten, ließen sich ruhig an Händen und Füßen binden und dann in die Wellen werfen. Unter ihnen war eine Frau, die ihren Säugling trug. Als sie sah, daß ihr die Heiden ihr Kind wegnehmen wollten, kam sie ihnen zuvor und stürzte sich mit ihrem Kinde in den Fluß, um dasselbe für den Himmel zu retten.

Einer anderen Frau boten die Gelehrten ihr Leben an, wenn sie ihnen ihre drei noch kleinen Söhne überlassen wolle; aber die hochherzige Mutter wies dieses Anerbieten zurück und wollte lieber ihre Kinder auf ihrem Schooße dahinschlachten sehen und dann selbst den Todesstreich empfangen, als daß sie deren Seelenheil preisgegeben hätte.

Ein junger Mann wurde heftig gedrängt, seiner Religion zu entsagen. Da stürzte seine Mutter auf ihn los, umschlang ihn mit ihren Armen und rief: „Nein, Kind, du wirst deinen Glauben nicht verleugnen." „Nein, Mutter, nie und nimmer!" erwiederte er, gestärkt durch das Wort seiner Mutter. Beide, Mutter und Sohn, wurden im nämlichen Augenblicke hingeschlachtet."

Alle ähnlichen Fälle zu erzählen, würde uns zu weit führen. Kinder von 7—10 Jahren, denen man das Leben versprach, wenn sie ihren Glauben verleugnen wollten, gingen von selbst hin und stellten sich neben ihre schon gefesselten Eltern, um mit ihnen zu sterben. Man erzählt sogar, daß vier- bis fünfjährige Kinder sich den Händen ihrer vorgeblichen Befreier entrissen und lieber ihren Eltern in den Tod folgen als durch eine heidnische Erziehung ihr ewiges Heil verlieren wollten. Augenzeugen führen ganze Gemeinden an, welche gemeinschaftlich — Männer, Frauen und Kinder — dem Tode entgegengingen, indem sie laut ihre Gebete sprachen und ihre Kirchenlieder sangen.

„Eine Christin" — schreibt Msgr. Gauthier — „eine Mutter von vier noch unerwachsenen Kindern, erzählte mir von ihrem Manne, der auch, während er betete, enthauptet wurde. Als die Henker sahen, daß er ruhig fortfuhr zu beten, nachdem er bereits einen Säbelhieb erhalten hatte, wurden sie wüthend, legten ihn auf den Rücken und sägten ihm den Kopf ab. Mit ihm zugleich wurden zwei junge Ehepaare, die vor ganz kurzer Zeit die Taufe empfangen hatten, und ein Kind getödtet. Alle übernahmen den Tod mit großer Freude."

Gott hat aber auch den Glauben seiner Diener belohnt und der Welt gezeigt, daß er das Opfer dieser unschuldigen Schlachtopfer annehme, indem er an ihrem Grabe außerordentliche Zeichen geschehen ließ. Die Leichen der so hingeschlachteten Christen verbreiteten zum allgemeinen Erstaunen der Heiden auch nicht den geringsten schlechten Geruch, selbst wenn sie bereits angefangen hatten in Verwesung überzugehen.

„Ich empfange soeben," schreibt Msgr. Gauthier, „die schriftliche Erklärung zweier Priester, eines Diakons und mehrerer Katechisten, welche bezeugen, daß sie im verflossenen Mai (1874) behilflich waren beim Begraben von dreißig Christen, die aus Haß gegen den Glauben erdrosselt worden waren. Obgleich die Leichen schon weit in der Verwesung fortgeschritten gewesen wären, hätten sie dennoch keinen Geruch verbreitet. Bei Tage hätte man sie zu 2, 4, 5 auf dem Wasser herumschwimmen sehen und sie mit Barken aus dem Flusse geholt; bei Nacht aber seien keine gefunden worden, eben weil sie keinen Geruch verbreiteten. Es sei dieß um so auffallender, als um die nämliche Zeit auch Heiden von den Rebellen und von den Mandarinen getödtet und in den Fluß geworfen worden wären, deren Leichen aber die Luft so verpestet hätten, daß eine einzige genügte, um jeden Neugierigen von dem Flußufer zu vertreiben. Es wären die Christenleichen leicht von den Leichen der Heiden zu unterscheiden gewesen, da die Christen immer zu 2, 3, 4 ꝛc. zusammengebunden in den Fluß gestürzt worden seien."

Auch die in's Gebirge geflohenen Christen empfanden die wachsame Fürsorge Dessen, für den sie Verfolgung erduldeten. Die wilden Thiere, die hier in großer Anzahl vorhanden waren, zeigten sich gegen die Christen weniger grausam als die heidnischen Mandarine; die Tiger schienen den Christen gegenüber ihre Blutgier verloren zu haben. Diese Thatsache war so allgemein bekannt, daß Heiden, die ihre christlichen Nachbarn retten wollten, sie aufzufordern pflegten, sich in die Wälder zurückzuziehen, „denn," sagten sie, „ihr habt ja von den wilden Thieren nichts zu befürchten und wir können euch dort leicht den nöthigen Unterhalt zukommen lassen, ohne uns den Gelehrten gegenüber Gefahren auszusetzen." Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist aber der Aufenthalt in den tongkinesischen Wäldern nicht ganz geheuer, und die Tiger haben schon bewaffnete Truppen vertrieben, da diese allnächtlich 10—15 Mann verloren.

Sind diese Nachrichten trostvoll, indem sie uns so recht den großen Glaubensmuth der immerhin noch jungen tongkinesischen Kirche vor die Seele führen, so ist es um so betrübender, an das große Elend zu denken, dem noch immer in Folge der jetzt beendigten Verfolgung die tongkinesischen Christen ausgesetzt sind. Msgr. Puginier hat vergebens versucht, für die Christen seines Vikariates von der französischen Regierung eine Ent-

[1] Vgl. 1874 S. 103, 152, 174, 238. 1875 S. 37.

schädigung zu erlangen, obgleich es doch französische Interessen waren, welche den Anstoß zur Verfolgung gaben. (1874. S. 105.) Msgr. Gauthier aber hatte bei Abgang seines letzten Briefes noch immer mehr als 15,000 Christen um sich, die Alles verloren hatten und für die er nach besten Kräften sorgen mußte. Obgleich Jeder täglich als Unterstützung nur ein paar Handvoll Reis empfing, hatte er für seine Christen vom Beginn der Verfolgung im Januar 1874 bis zum December bereits 92,852 Franken ausgegeben. Der großmüthige Hirt, der jetzt schon über 40 Jahre in der tongkinesischen Mission arbeitet, ist bereit, auch den letzten Bissen Brod mit seiner hartgeprüften Heerde zu theilen.

Ostindien.

Calcutta. Im vorigen Jahrgang (S. 231 ff., 262 ff.) haben wir unter dem Titel „Missionsleben im Gangesdelta" Einiges mitgetheilt über die Thätigkeit der belgischen Jesuiten in Westbengalen, und zwar über ihre Stationen im südlichen Theile des ausgedehnten Vikariates, in den sogen. Sunderbunds. Ein vor Kurzem nach Calcutta abgereister deutscher Missionär, P. J. M. Müllender S. J., sendet uns nun unter dem 4. März d. J. einen kurzen Bericht zu über den nordöstlichen Theil jener Mission, d. h. über jenen Landstrich, in welchem die jüngst (oben S. 67) von uns berührte Goßner'sche Kolhsmission ihr Spiel treibt. Wir entnehmen seinem Briefe Folgendes:

„Unter den Kolhs, von denen ich Ihnen heute Einiges mittheilen will, haben wir gegenwärtig 2 Stationen, Hazaribagh und Tschaiabassa; auf letzterer Station wohnt nun schon viele Jahre lang P. Stockman; ihm sowie den officiellen Berichten der englischen Beamten verdanke ich meine Mittheilungen.

Tschota Nagpur heißt das östliche Ende der großen Hochebene Centralindiens; dasselbe umfaßt die Distrikte von Hazaribagh, Loharbagga, Mambum, Singbum sowie einige kleine Schutzstaaten und erstreckt sich von 21° 30′ bis 24° 45′ n. Br. und von 100° 45′ bis 105° 30′ ö. L. Die Größe wird gegen 7000 engl. Quadratmeilen betragen, die von etwa einer Million Menschen bewohnt werden. Die Bewohner sind zum größten Theile nicht arischen Stammes; es sind die Ureinwohner Indiens, die von den später eingewanderten Hindus hierhin gedrängt wurden. Die Ebene erhebt sich nämlich durchschnittlich gegen 2000′ über dem Meer und ist von allen Seiten schwer zugänglich, so daß sie den Ureinwohnern einen passenden Zufluchtsort bot, an dem sie Jahrhunderte lang gegen die später eingerückten Arier ihre Unabhängigkeit und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten vertheidigten. Sie vermochten dieß um so leichter zu thun, als die von ihnen besetzten Landstriche ein gesunderes und gemäßigteres Klima darbieten, als die meisten anderen Gegenden Bengalens, und dabei sehr fruchtbar sind. Der allgemeine Name für die meisten in Tschota Nagpur wohnenden Stämme ist der der Kolhs; über die Bedeutung dieses Wortes wird gestritten, wahrscheinlich aber ist es nur ein Schimpfwort, mit welchem die als Eroberer einrückenden Arier die besiegten ansässigen Stämme bezeichneten; deßhalb führen die meisten der Kolhs genannten Völkerschaften noch wieder besondere Namen; so die Mundah, die Oraon, die Sonthals, die Hos u. s. w. Die letzteren, welche speciell Kolhs genannt zu werden pflegen, wohnen um Singbum, und da sie seit mehreren Jahren von P. Stockman missionirt werden, denke ich in einem späteren Briefe auf sie zurückzukommen.

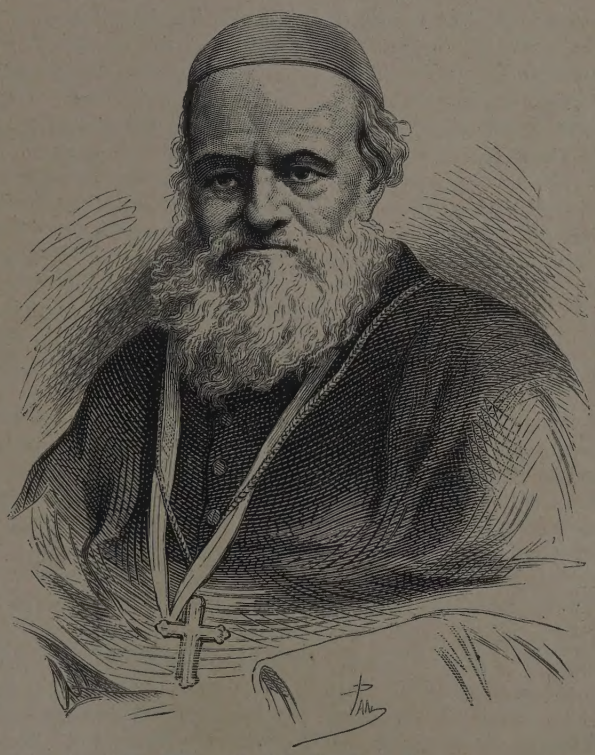
Die Religion der unter dem Namen Kolhs begriffenen Stämme hat mit dem Hinduismus nichts zu thun. Obwohl die Kolhs die blutdürstigen und unreinen Götter der Bramahnen kennen, kümmern sie sich doch nicht um dieselben, sondern verehren lieber die Sonne, den Mond und andere wohlthätige oder schädliche Naturwesen. Eine besondere Verehrung widmen sie dem Tiger oder vielmehr dem die Tiger überwachenden Gotte, den sie durch zahlreiche Opfer günstig zu stimmen suchen, damit er seine blutgierigen Schützlinge von den Dörfern fernhält. Die Kolhs sind — wie die meisten Heiden — sehr abergläubig; die Zauberei wird von ihnen eifrig betrieben und mehrere Bekehrte haben schon gestanden, der erste Anlaß zu ihrer Bekehrung sei die Überzeugung gewesen, daß die Zauberer über die Getauften keine Macht hätten. Nur die Reicheren und Vornehmeren unter den Kolhs verehren die Götzen der Bramahnen, um den Unterschied zwischen ihrer Abstammung und der des herrschenden Stammes in Vergessenheit zu bringen. Nach Allem, was ich bis jetzt von den Bewohnern Tschota Nagpurs gehört habe, dürfte es nicht sehr schwer sein, sie zu bekehren, wenn nur die nöthigen Mittel zur energischen Aufnahme der Mission nicht fehlten. Bis jetzt haben wir aber nur zwei Missionäre dort, und was wollen diese machen, da schon allein die Verschiedenheit der hier gesprochenen Sprachen einen Erfolg ungemein erschwert. Hat ein Missionär mit großer Mühe das Bengalische gelernt und will sich nun an die Arbeit begeben, so trifft er vielleicht gerade am ersten Tag mit Hindu zusammen, die bloß das Urdu oder das Hindi verstehen. Hat er sich diese Sprachen auch zu eigen gemacht, so kommt er zu den Hos, zu den Sonthals u. s. w. u. s. w., die von allen seinen Sprachen kein Wort verstehen. Rechnet man dazu die großen Schwierigkeiten, welche das Reisen in dieser wegelosen Gegend unter einer brennenden Sonne, von der Sie in Europa keinen Begriff haben, nothwendig mit sich bringt, so begreift sich, daß von großen Erfolgen bisher noch wenig die Rede sein kann. Außerdem steht dann auch der katholischen Mission mit ihren zwei Missionären noch eine protestantische mit einer ganzen Anzahl von europäischen Sendboten, Bibelboten u. s. w. gegenüber. Diese letztere rühmt sich zwar großer Erfolge; allein wenn wir ihren letzten officiellen Bericht zur Hand nehmen, so dürften wir aus ihm wohl schon erkennen, daß diese so bedeutend nicht sind. Schon das fällt in dem officiellen Bericht auf, daß der Erfolg nach der Menge der verkauften oder vertheilten Bibeln berechnet wird. „Es geht gut," heißt es an einer Stelle des Berichtes, „wir haben viele Bibeln angebracht." „Es geht nicht gut," sagen die Rev. Nottrott und Voß von Tschaiabassa, „man will keine Bibeln kaufen." Oskar Flex, der protestantische Missionär von Rantschi, blickt zufrieden auf seine Erfolge von 1873 zurück: „Wir haben unser Bestes gethan, um in ihre Dörfer das Wort Gottes unter der Gestalt von Büchern und von Theilen der heiligen Schrift zu bringen. Die Calcuttaer Bibelgesellschaft hat uns reichlich mit Büchern versorgt, die leicht verkauft wurden, ein Beweis, daß die Oraons willig sind zu lernen." Der Beweis ist gewiß stichhaltig, besonders wenn man bedenkt, daß die Kunst des Lesens unter den Oraons äußerst wenig verbreitet ist. „Wenn wir die neuen „Sucher" und die Kinder zu unseren früheren Zahlen hinzufügen, so zählt die Oraonsgemeinde 3187 Seelen, von denen 1932 volle Kirchenglieder sind." P. Stockman hat mir einige Aufklärung über diese schönen Ziffern gegeben. Als Glied der protestantischen Gemeinde wird Jeder betrachtet, der seinen Namen einschreiben läßt, eine Bibel annimmt und sich taufen läßt. Trotzdem würden die Protestanten keine „Bekehrungen" machen, wenn die Sendboten nicht andere Mittel anwendeten. Wenn ein Heide sich in Noth findet, besucht ihn alsbald ein protestantischer Katechist und bietet ihm eine Anzahl Rupien aus „reiner Nächstenliebe" an, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen; so ist der Arme aus seiner Noth gerettet, aber auch den Protestanten verkauft. Denn bald nachher stellt sich der Missionär ein, um seinen neuen „Bekehrten" zu taufen und einzuschreiben. Weigert er sich, so droht man ihm Alles zu verkaufen, damit er das aus „reiner Nächstenliebe" ihm gegebene Geld zurückerstatten könne. Daß so und nicht anders die protestantischen „Bekehrungen" zu Stande kommen, läßt sich in dem officiellen Bericht selbst, allerdings nur zwischen den Zeilen, aber deutlich genug, lesen. Der obengenannte Oskar Flex fährt nämlich fort in seinem Bericht über die Station Rantschi: „Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß

die Mehrzahl unserer Bekehrten, die sich um Zulassung in die Kirche melden, beinahe stets von rein irdischen Beweggründen geleitet wird. Wir können es auch nicht anders erwarten. Der heidnische Oraon ist zu sehr Naturkind und kennt zu wenig die Kostbarkeit seiner Seele, als daß er irgendwie in Bezug auf dieselbe ängstlich wäre. Wenn er sich deßhalb entschließt, Christ zu werden, so thut er dieß gemeiniglich nur in der Hoffnung, Hilfe in seinem Elend vom Missionär zu erlangen. Das sociale Elend, in welchem die Oraons leben, ist zum großen Theile die Hauptursache des numerischen Wachsthums unserer Kirche." (The social disadvantages under which the Oraons labour are in a great measure the principal causes which lead to the numerical growth of our Church.) Daher wundert es uns denn auch nicht, wenn die protestantischen Missionäre über den tiefen sittlichen Stand ihrer „Bekehrten", über ihre Trunksucht, Lügenhaftigkeit, Verletzung der ehelichen Treue u. s. w. schwere Klagen erheben.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf alle Stationen, die im Bericht angegeben sind, näher eingehen; überall findet sich das Nämliche. Ich schließe daher für heute und will in meinem nächsten Brief speciell auf unsere katholische Mission kommen.

Türkei.

Constantinopel. Nach den während der letzten Monate eingelaufenen Nachrichten hat die Verfolgung der katholisch-armenischen Kirche an Heftigkeit und Ausdehnung zugenommen. Die Regierung des Sultans, d. h. der katholikenfeindliche, herrschgewaltige Großvezier Hussein Avni Pascha hat den katholischen Armeniern zahlreiche Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser, Hospitäler nebst deren beweglichem und unbeweglichem Eigenthum mit Hilfe der türkischen Bajonnette wegnehmen lassen; mit einem Worte, er hat den ganzen Plan zur Unterdrückung der katholisch-armenischen Kirche, den wir im November des verflossenen Jahres unsern Lesern bereits mitgetheilt haben, mit ebenso viel Schlauheit als Grausamkeit durchzuführen versucht. In Gemeinden, die von den Kupelianern und deren Schisma nichts wissen wollen, schickt er ein paar abgefallene Mönche, von denen einer durch einen Ausweis der türkischen Regierung als „katholischer Bischof" erklärt wird, während den rechtmäßigen Bischof ein Spruch derselben muhammedanischen Gewalt absetzt und von seiner Kirche und Heerde vertreibt. Mit seinem Ferman, der türkischen Anstellungsurkunde, in der Hand, stellt sich dann so ein türkischer „Staatsbischof" bei dem Gouverneur und verlangt in Kraft der Befehle des allgewaltigen Großveziers mit Aufbietung der Militärmacht in den Besitz der Kirche, der bischöflichen Wohnung, der übrigen Anstalten und des Eigenthums derselben eingeführt zu werden. Manche Gouverneure sträubten sich, indem sie einwendeten, die Kupelianer hätten in ihrem ganzen Bezirk keinen Anhang und man könne doch um ein paar hergelaufener und übel berufener Leute willen nicht die gesammte katholische Bevölkerung berauben. Allein Hussein Avni Pascha ist ein gewaltthätiger Mann; er läßt keine Gegenvorstellungen zu, sondern sendet drohende Telegramme, welche sofortige Einführung der Kupelianer und blutige Unterdrückung der Katholiken befehlen. Auf diese Weise haben die katholischen Armenier in Constantinopel und Umgegend vier Kirchen nebst den dazugehörigen Schulen und das prächtige Spital vom hl. Jakob in Pera verloren; dieselben Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten mußten sie der Reihe nach über sich ergehen lassen in Besummar auf dem Libanon, dann in Adana, Diarbekir, Malatia, Adiaman, Behesin, Mardin, Tschinkusch, Trapezunt, Samsun, Brussa, Erzerum, Angora, — alles Städte in Kleinasien (Anatolien), Armenien und Mesopotamien, zudem noch in Beirut und Aleppo in Syrien und zu Kairo in Ägypten. Der Werth der den Katholiken wider alles Recht abgenommenen Kirchen, Schulen, Spitäler, Pfarrhäuser, Klöster, sowie deren Einrichtung und Kapitalien werden Angaben aus Constantinopel zufolge auf mehr als 8½ Millionen Franken geschätzt[1]. Der Verlust ist jedenfalls ein entsetzlicher. Die armenischen Katholiken entbehren an vielen Orten entweder des Gottesdienstes ganz oder müssen sich mit einer armseligen Nothkapelle behelfen, während ihre Kirchen, die sie, von der Beisteuer der europäischen Christen unterstützt, erbaut haben, leer stehen und geschlossen bleiben, denn, wie gesagt, das Schisma hat nur einen winzigen und kläglichen Anhang. Und was sind das für Leute? Briefe von Augenzeugen geben uns folgende Schilderung: Der „Staats-



Msgr. Ghiureghian, Erzbischof von Trapezunt.

[1] In diesen Angaben, welche auch die anderen katholischen Blätter brachten, scheint sich in Folge einer Verwechslung der Münzen ein Irrthum eingeschlichen zu haben. Ueberall finden wir nämlich den Gesammtverlust nach Franken bestimmt, und ebenso sind auch die Summen für die einzelnen Werthobjecte in Franken angegeben, während in den von Constantinopel gesendeten Berichten wohl eher Piaster gemeint waren, welche nur ein Fünftel eines Franken werthen. Aus persönlicher Anschauung sind uns mehrere der in den Verzeichnissen aufgeführten Kirchen und Klöster ziemlich genau bekannt, und die für dieselben angesetzten Werthsummen scheinen uns selbst dann schon recht hoch gegriffen, wenn türkische Piaster und nicht französische Franken gemeint sind. Es dürften daher nach unserer Meinung die im Text angegebenen 8½ Millionen Franken wohl eine bedeutende Reduction erfahren müssen. R. C.

patriarch" Kupelian, der sich in dem Dorfe Jakadschik an der asiatischen Küste befindet, um das Landleben zu genießen, vertreibt sich die Zeit, indem er an den öffentlichen Spazierwegen, wo die Muselmänner sich einfinden, Tricktrack spielt, Kaffee trinkt, raucht und mit den Muhammedanern plaudert. Sein Generalvikar, der „Erzbischof von Antiochien", Casandschian, führt in einem andern Dorfe der Küste, zu Pandik, ein wahres Schlemmerleben. Solche Beispiele bringen ihre Frucht. Einige Mönche haben die Kutte ganz abgeworfen und sich verheirathet. Das ist der Klerus, den die hohe Pforte beschützt! Die katholischen Priester und die Vornehmsten der treuen Anhänger an ihre Kirche werden von den Aussendlingen des Großveziers aufs Peinlichste überwacht, und wehe ihnen, wenn sie sich über Verfolgung beklagen; das macht den türkischen Großvezier empfindlich böse; er vertreibt zwar die Priester, nimmt den Katholiken ihr Eigenthum; allein von Verfolgung ist keine Rede; „denn," antwortet der Großvezier mit vielem Behagen, „die Kupelianer sind nach dem Beschlusse der hohen Pforte die einzigen und wahren römisch-katholischen Christen und müssen als solche allenthalben anerkannt werden; die Armenier aber, die dem heiligen Stuhl treu bleiben, müssen in Kraft desselben Erlasses einfach als Hassunisten bezeichnet werden." Nichts ist freilich lächerlicher, fährt unser Correspondent fort, als diese Anmaßung der hohen Pforte, sich in Glaubenssachen zum Schiedsrichter aufzuwerfen. Der Khalif entscheidet also, wer Katholik sei und wer nicht; der Großherr nimmt in die katholische Kirche auf und verbannt aus derselben. Die stattgefundenen Beraubungen sind nur eine Folge dieser Anschauungen.

Damit stimmt überein, daß vor einiger Zeit der Großvezier alle Zeitungsschreiber, die einheimischen sowohl als die ausländischen, rufen ließ und ihnen befahl, in Zukunft nur die Kupelianer Katholiken, die übrigen dagegen stets Hassunisten zu nennen. Hand in Hand damit geht die Überwachung der Presse; im türkischen Reiche ist man auf dem Standpunkt angekommen, daß die Schismatiker drucken dürfen, was ihnen beliebt, während den Katholiken eine Widerlegung oder die einfache Erzählung des Thatbestandes in den Zeitungen der Hauptstadt und der Provinzen untersagt ist.

Wie wir neulich schon berichteten, hat der türkische Minister geschworen: „Ich werde den Katholiken das bürgerliche Leben unmöglich machen und dann wollen wir sehen, was sie vermögen." Er hat leider nur zu gut Wort gehalten. Man schreibt uns aus Constantinopel: „Der Statthalter und Unterstatthalter in den Provinzen erließen an die katholischen Armenier die Aufforderung, dem „Patriarchen" Kupelian Treue und Gehorsam zu geloben; widrigenfalls sollten sie ihre Stellen als berathende Mitglieder bei den Verwaltungs-, Gerichts- und Handelsbehörden aufgeben. Aber keiner von ihnen hat an seinem Gewissen Verrath geübt. Die Absetzung dieser Männer, deren Aufgabe es war, die Anliegen und Interessen ihrer Gemeinden zu vertreten, wird für die katholischen Armenier sehr nachtheilige Folgen haben." Und in einem andern Briefe lesen wir: „Die Berichte und Telegramme aus den Provinzen zeigen, daß der Ausschluß der katholischen Armenier von allen Rathstellen eine allgemeine Maßregel ist. Man folgert daraus, daß Hussein Avni Pascha die armenisch-katholische Kirchengemeinde im ganzen Reiche tödtlich treffen will, indem er ihr die Bedingungen des bürgerlichen Lebens entzieht. So sind die katholischen Mitglieder der Provinzialräthe abgesetzt worden in Brussa, Angora, Trapezunt, Artwin, Karputh, Malatia, Mardin, Diarbekir, Aleppo, Marasch, Adana, Beirut, Damaskus, Rodosch, Marsuin, Tokat, Livas u. s. f. Das ist ein fürchterlicher Schlag. Dadurch hat es Hussein Avni Pascha einem andern Minister noch weit zuvorgethan. Dieser hat doch diejenigen, die einen gewissen „Staatsbischof" nicht anerkennen, noch nicht aus dem Parlament und aus der Verwaltung und den Gerichtsstellen vertrieben." Welche Mittel außerdem in Anwendung kommen, um das lebensschwache Schisma durch Staatshilfe zu kräftigen, möge an einem Falle aus Angora (Kleinasien) beleuchtet werden. Seit zwei Jahren herrscht daselbst drückende Hungersnoth. Der Generalgouverneur will die schöne Gelegenheit nicht unbenützt lassen, das Elend und den Hunger der armen Leute für die Hebung des Schisma auszubeuten, er verordnet, daß wer den „Staatspatriarchen" Kupelian nicht anerkennt, auch von der Unterstützung, die die Regierung den Armen gewährt, ausgeschlossen sein soll, kurz, er erläßt ein Brodkorbgesetz in schönster Form. Da schleppt sich eines Tages, als die Behörde gerade mit Vertheilung von Lebensmitteln beschäftigt ist, ein armenisches Weib heran, fünf ausgehungerte Kinder, zwei Mädchen und drei Knaben, schmiegen sich bleich und blaß vor Elend an sie und vermögen kaum sich aufrecht zu halten — lebende Bilder der Hungersnoth. Die Mutter bittet um etwas Mehl. Man fordert sie auf, sich durch ein Zeugniß, unterschrieben von einem kupelianischen Aussendling, als „regierungsfreundlich," d. h. als Anhängerin des Schisma auszuweisen. Da richtet sich die vom Elend gebeugte Gestalt der Mutter auf, ein edler Zorn leuchtet aus ihren Augen, und die Hand gegen den Vorsteher ausstreckend, spricht sie mit christlicher Entschiedenheit: „Wenn dein Herz so unmenschlich ist, um mich und meine Kinder aufzufordern, für eine Handvoll Mehl den Glauben unserer Väter zu verläugnen, so wisse, daß mein Glaube mir Kraft genug gibt, um einen so ungerechten und grausamen Vorschlag zurückzuweisen, — lieber sterben, als mein Gewissen beflecken." Der Vorsteher lachte und höhnte. Die arme Wittwe ging, aber Gott, den sie so heldenmüthig bekannt hatte, erweckte ihr einen großmüthigen Wohlthäter.

Von den vielen rohen Gewaltthätigkeiten, die auf Befehl des ersten Ministers der Pforte zu Gunsten der Kupelianer verübt wurden, sei nur die eine erwähnt, der schließlich ein ehrwürdiger Greis, der achtzigjährige Erzbischof von Trapezunt, Msgr. Johannes Ghiureghian, zum Opfer fiel. Seine Diözese war eine der ersten, welche von den Anhängern des Schisma mit Gewalt in Besitz genommen wurde. Mit einigen Schismatikern kam der abgefallene Mechitaristenmönch Jakob Ardidschian, der vom heiligen Stuhl namentlich exkommunizirt und als Schismatiker erklärt worden war, in Trapezunt an und wies einen türkischen Ferman vor, der ihn als „katholisch-armenischen Bischof" von Trapezunt anerkannte. Zugleich befahl ein Telegramm von Hussein Avni Pascha, dem ersten Minister der Pforte, daß der Generalgouverneur ihm die Kirche, die bischöfliche Wohnung und die Schule der Katholiken zu übergeben habe. Alsbald rückte dieser mit einer Abtheilung Soldaten zur Kirche heran und befahl, die Thüren zu öffnen. Da die Schlösser guten Widerstand leisteten, ließ er sie mit Äxten und Beilen einschlagen. Während manche Muselmänner über diesen an einem Hause Gottes verübten Frevel erschauderten, saß der Gouverneur mit gekreuzten Beinen unter einem aufgeschlagenen Zelte, rauchte seine Pfeife und sah der Zertrümmerung zu. Die Katholiken brachen in

lautes Weinen und Klagen aus. Als die Thüren eingeschlagen waren, dankte der türkische „Staatsbischof" kniefällig dem Gouverneur für die bewiesene Heldenthat, und alle zusammen erquickten sich für die gehabten Mühen an Branntwein. Hierauf wurde die bischöfliche Wohnung für die Kupelianer beschlagnahmt. Ein Kadi ward an Msgr. Ghiureghian abgeschickt, ihm anzukündigen, daß er seine Wohnung zu räumen habe. Der Muselmann ward beim Anblick des kranken bischöflichen Greises fast zu Thränen gerührt; er bat einen angesehenen Katholiken, ihn zum Gouverneur zu begleiten und legte bei diesem warme Fürbitte für den kranken Erzbischof ein. Doch der Gouverneur wollte von keinem Aufschub wissen. Ein Gendarm ward abgesandt und dem Bischof bedeutet, augenblicklich seine Wohnung zu verlassen. Ein rührender Anblick: gestützt auf zwei Priester wankt Msgr. Ghiureghian aus seiner Wohnung und sucht eine andere Zufluchtsstätte, die ihm alsogleich einer der gerührten Zuschauer, ein Muselmann, anbot. Auf gleiche Weise wurden die armenischen Schulschwestern vertrieben. Die letzten Tage des Erzbischofs Ghiureghian wurden durch die Kunde von neuen Gewaltthaten und Ärgernissen der Schismatiker verbittert. Der Gouverneur Savfet Pascha fügte noch Spott und Hohn dazu; auf die feierliche Verwahrung, die der Bischof gegen die Vertreibung und widerrechtliche Aneignung einlegte, ließ er ihm antworten, daß er ihn nicht so hoch achte, als einen „Kesselflickerjungen". Msgr. Ghiureghian ertrug Alles mit Geduld, betete für seine Feinde und Verfolger und ermahnte mit lebhaftem Eifer alle, die seinem Krankenlager nahe kamen, zur Ausdauer im wahren Glauben. Als er seinen letzten Augenblick herannahen fühlte, verlangte er die Sterbesacramente und empfing sie mit inniger Andacht. Priester und Gläubige drängten sich um sein Sterbebett und flehten unter Thränen zu Gott, ihnen in der Stunde der Prüfung den treubewährten Hirten zu belassen. Doch Gott rief ihn zu sich; am 28. Juni 1874 war er aus seiner Wohnung vertrieben worden, am 30. August ging er aus der irdischen Verbannung in die ewige Heimath ein.

Der abtrünnige Mönch wollte seine Leiche noch verhöhnen; er verlangte vom Gouverneur die Bevollmächtigung zur Abhaltung der Leichenfeier. Doch dießmal war der türkische Beamte rücksichtsvoller, als der haßerfüllte „Staatsbischof"; die Erlaubniß ward nicht gegeben und die hochwürdigen Väter Kapuziner bestatteten den Heimgegangenen feierlichst in der lateinischen Kirche.

Die Zeitungen melden soeben den Sturz des ersten Ministers der Pforte, des Großveziers Hussein Avni Pascha, der die Seele all' der Verfolgungen und Bedrückungen der katholisch-armenischen Christen war. Bedeutet das einen Systemwechsel, oder gehen dieselben Rollen nur in verschiedene Hände über? Die Zukunft wird es lehren. Die türkische Regierung hätschelte bisher die 2000 Schismatiker, wie anderswo die Altkatholiken begünstigt werden. Segen wird sie dafür nicht ärnten.

Miscellen.

Protestantische Zeugnisse zu Gunsten katholischer Missionen sind nichts weniger als selten. Jeder ehrliche Reisende, der mit katholischen Missionen in Berührung kommt, fühlt sich auch gedrungen, ihre Verdienste anzuerkennen, und dieß ganz besonders, wenn ihm zugleich Gelegenheit geboten war, neben den katholischen Missionären protestantische Sendboten an der Arbeit zu sehen. Wenn wir daher von protestantischen Missionsberichten selbst und von den à la Exeter-Hall-Reden fabricirten Reisebeschreibungen absehen, tritt uns fast überall nur Anerkennung und Lob der katholischen Missionen entgegen. Trotzdem kann es nicht schaden, immer und immer wieder auf diese günstigen Zeugnisse hinzuweisen; einestheils ermuntern sie die Katholiken zur Opferwilligkeit für jene Unternehmen, die sich selbst ihrer Gegner Anerkennung erringen, anderentheils zeigen sie den Akatholiken, wo allein die vom Heiland versprochene Fruchtbarkeit zu finden. Für dieses Mal ein paar Zeugnisse aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche wir in der Baltimorer Volkszeitung vom 6. Februar 1875 finden.

Im Jahre 1865 bestellte die amerikanische Regierung eine aus Senatoren und Congreßmitgliedern zusammengesetzte Commission mit dem Auftrag, die Indianer zu besuchen und über deren Verhältnisse Bericht zu erstatten. Diese Commission nun stellte an hervorragende Generäle und Andere, die viel mit den Indianern verkehrten, eine Reihe von Fragen, unter denen die zwölfte lautete: „Welche Wirkungen hatten die Missionen unter den Indianern und was würden Sie in diesem Punkte empfehlen?" Der erste, der darauf antwortete, war General Carleton, ein Protestant. Er sagte:

„So weit meine Beobachtungen gehen, sind es die katholischen Missionäre, die am ersten und erfolgreichsten die Wahrheiten des Christenthums lehren", und er fügt bei: „Ich will kein Urtheil abgeben über diesen oder jenen Glauben, sondern halte mich an Thatsachen und gestehe, daß wäre es mir überlassen, so würde ich nur Katholiken als Lehrer, Lehrerinnen und Geistliche bei den wilden wie zahmen Indianern anstellen und verwenden. Sind die Indianer erst einmal civilisirt und im Stande, sich ein eigenes Urtheil zu bilden über die verschiedenen Glaubensartikel oder über solche Punkte, in welchen die verschiedenen christlichen Kirchen geschieden sind, dann mögen alle Religionsbekenntnisse, die solches zu thun wünschen, Schulen und Kirchen unter denselben errichten. Will man gleich Anfangs, und noch ehe die Indianer etwas civilisirt sind, Alle zulassen, dann befürchte ich, daß die Methodistenprediger die Köpfe dieser ungebildeten Naturmenschen so verwirren und in Ungewißheit und Zweifel setzen, daß sie ihrem alten, unveränderlichen, von ihren Vätern ererbten heidnischen Glauben den vielen Wegen zum Heile, die ihnen gezeigt würden, den Vorzug einräumen. Da diese verschiedenen Heilswege nach allen Richtungen der Windrose auseinandergehen, so würde es schwer halten, die Indianer zu überzeugen, daß jeder dieser verschiedenen Wege sicherlich zum christlichen Himmel führe. Um einen der kräftigen Indianer-Aussprüche, ohne irgend welche Mißachtung zu beabsichtigen, hier anzuwenden, sage ich: Die Indianer würden eine solche Verwirrung in der Lehre gewiß eine „„schlechte Medizin"" nennen."

Durchaus übereinstimmend mit den Worten Carletons lautet das Zeugniß des Generals Alfred Sully: Er sagt: „Um zu zeigen, wie viel Gutes zwischen den Indianern gethan werden kann auf dem Wege der Verbesserung und wie nützlich sie verwendet werden können, lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Missionen in New-Mexico und Californien. Reisen Sie durch jenes Land, dann werden Sie in Erstaunen gesetzt über die prachtvollen Gebäulichkeiten, welchen Sie von Zeit zu Zeit inmitten ganz verödeter und gänzlich

verlassener Stellen begegnen. Man nennt diese Plätze Missionen nach irgend einem Heiligen. Diese Gebäude sammt allen Verbesserungen, blühende Felder, Mühlen, Viehherden u. s. w. sind das Werk weniger Priester und der wilden Indianer. Ich bin nun zwar kein Katholik, noch auch möchte ich irgend eine Religionssecte befürworten, muß aber doch sagen, daß die Priester das Verlangen hegen, die Interessen ihrer Kirche zu fördern. Ihr möget das Fanatismus nennen, wenn ihr so beliebt, aber sie sind aufrichtig und tragen keine selbstsüchtigen oder persönlichen Absichten zur Schau. Die Wilden sehen das bald ein und wissen es zu schätzen." Aus diesem Grunde empfiehlt er, man solle „diese Missionen den katholischen Priestern überlassen und hierin den Katholiken vor allen anderen Secten den Vorzug einräumen." Diese beiden Generäle geben den katholischen Missionären den Vorzug und ihre Empfehlungen sind auf persönliche Beobachtungen gegründet.

Ein anderer Offizier der Armee beantwortet die Frage des Congreß-Ausschusses wie folgt: „Ich bin zu Gunsten christlicher Missionen und gebe unter diesen den katholischen Missionen den Vorzug, denn sie erringen die größten Erfolge." Auch der Indianer-Agent Albert J. Vaughan, gleichfalls Protestant, sagt: „Ich habe in meinem Jahresbericht meine Meinung über die katholischen Missionäre ausgesprochen und ich bleibe bei dem darin Gesagten. Ich glaube nämlich, daß nur die Missionäre der katholischen Kirche genügenden Eifer, Geduld und Fleiß bekundet haben, um irgend eine ausgedehnte Maßregel der Regierung zur Civilisirung der Indianer auszuführen. Was immer sie mit den Indianern begonnen haben, hatte auch Erfolg. Ich will durch diese Bemerkungen keinem andern Religionsbekenntnisse Eintrag thun oder Schaden zufügen, denn nur meine vieljährigen Erfahrungen unter den Indianern und weil ich von ganzem Herzen das Wohl derselben befördern möchte, nöthigen mir dieses Zeugniß ab. Ich bin als Protestant erzogen und unterrichtet worden, habe keinen anderen Glauben und darum muß mein Zeugniß als vorurtheilsfrei und wahrheitsgetreu gelten."

Diese Zeugnisse sind wohl deutlich genug und bedürfen keines Commentars.

Als Gegensatz dazu diene Folgendes: Am 14. Januar d. J. wurde im Repräsentantenhause zu Washington eine Bill über eine zu Gunsten von Indianern zu bewilligende Geldsumme berathen. Bei dieser Gelegenheit kamen die Verhältnisse der Indianer von der Round-Valley-Reservation in Californien zur Sprache. Eines der Congreßmitglieder, Mr. Luttrell, bemerkte, daß die Indianer schlechter behandelt würden, als Leibeigene. Auf Befehl des Agenten würden in der Round-Valley-Reservation oft Indianer bei den Armen aufgehängt und wie Hunde gepeitscht. Mr. Starkweather stellte die Frage: „Welcher Agent handelt so?" Mr. Luttrell erwiedert: „Der Reverend L. Bouchard." Mr. Starkweather: „Ist derselbe noch Agent?" Mr. Luttrell: „Allerdings." Mr. Starkweather: „Zu welchem Religionsbekenntnisse gehört derselbe?" Mr. Luttrell: „Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß er ein methodistischer Prediger ist (Gelächter). Er ist auch Republikaner. (Größeres Gelächter.) Er war früher Secessionist; am Ende des Krieges wurde er Republikaner und zum Lohne dafür erhielt er die Anstellung als Agent der Indianer." — Um das „Gelächter" zu verstehen, welches durch die Enthüllung des Mr. Luttrell hervorgerufen wurde, darf man nicht vergessen, daß der jetzige Präsident General Grant sich auch zu den Methodisten hält und im Rufe steht, wo er nur kann, seine Religionsgenossen vorzuschieben — ein Verfahren, das ihm und seiner Partei bei den jüngsten Wahlen eine so eklatante Niederlage zugezogen hat, da die Amerikaner es überdrüssig sind, sich von den Methodisten beherrschen und ausbeuten zu lassen.

Zur Nachahmung. Wir haben die unter dieser Überschrift früher gegebenen Beispiele meistens aus Frankreich entnommen; das sollte nicht heißen, daß wir nachahmenswerthe Züge der Freigebigkeit in Deutschland nicht fänden. Die immer länger werdenden Listen der Beiträge für Missionszwecke zeigen wohl klar genug, daß es unsern deutschen Landsleuten an Großmuth für die Missionen nicht fehlt. Haben auch unsere Leser im vorigen Verzeichniß (S. 68) die Gabe von 500 fl. für die Erziehung eines jungen Armeniers zum geistlichen Stande gesehen? Sie ist die Frucht einer kleinen Notiz unseres Blattes vom vorigen Jahre (S. 180) und wir verdanken sie einem frommen, kinderlosen Ehepaare, welches auf diese Weise einen Sohn adoptirte, der nach ihrem Tode am Altare ihrer gedenken kann. Die Bestimmung für die Erziehung eines jungen Armeniers ist um so nützlicher, als gerade jetzt die türkische Regierung etwas Ähnliches ausführt, wie es nach dem Petri'schen Gesetzentwurf in Preußen auch ausgeführt werden soll, nämlich den Katholiken die Kirchengüter entzieht, um damit eine Handvoll sogenannter Neuprotestanten zu bereichern. Möge daher der liebe Gott noch manchen unserer Leser den Gedanken eingeben, durch großmüthige Gaben an der Heranbildung eines katholischen Klerus für die Armenier sich zu betheiligen.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Laut unserer Notiz in Nr. 4 aus Bocholt	105 —
Durch Kaplan Altstädt in Böddeken	21 —
Durch Pf. Dr. B. in H.	15 —
„Herr, gib meinen Eltern die ewige Ruhe"	15 —
Von J. N. in Diedenhofen	10 —
Von mehreren Kindern in Pfarrkirchen	21 —
Von Franz Weber in Gmünd	3.86
Von den drei alten Hirschen in Bad Oberdorf	18.86
Von Ottilie Link	8.57
Von R. in L. bei C.	75 —
Aus Schneppenkanten	21 —
Aus Waldsee	8.57
Aus Düren	21 —
Für die Negerkinder in Afrika:	
Von Rev. B. A. Schulte, New Vienna Iowa durch B. Herder in St. Louis Doll. 93.75.	349 —
Für das Waisenhaus in Bethlehem:	
A. H. bei Salzburg 100 fl. ö. W.	171.43
„Hl. Quirinus, bitt für uns"	10 —
Aus Oberstadion	6 —
Durch Pfarrer Schell	6 —
Von J. Lebling durch Herder u. Co. in München	3.43
Durch Jos. Protsch in Würbenthal	10.28
Von J. Drößler, Baruth	3 —
Domine, da nobis pacem	30 —
Von A. F. in R.	21 —
Von Pf. Gr. in Stätzling	20 —
Aus Niederösterreich	8.57
Für verschiedene Zwecke:	
Von F. X. S. in E.	18.85
Durch Kaplan Binder in Gammertingen	43 —
Von E. S...r	17.14
Confidite, ego vici mundum	10 —
Von B. F. in Perham, Minn. durch B. Herder in St. Louis Doll. 10.	37 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.